Martin,

das Findelkind,

oder

Memoiren eines Kammerdieners.

Roman

von

Eugen Sue.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Zehnter Theil.

Augsburg, 1847.

v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Der Verdacht.

Ich kam in die Straße du Marché-Vieux, ein so enges Gäßchen, daß kaum ein Wagen hineinfahren konnte. Von der Adresse geleitet, welche mir die Prinzessin gab, trat ich in das Haus der gelähmten Frau; ein düsterer Gang, worin ich keine Portierloge sah, führte zu einer ebenfalls sehr finstern Treppe. Um mich nach dem von Madame Lallemand bewohnten Stockwerke zu erkundigen, klopfte ich an zwei Thüren, die an die Flur des ersten Stockwerkes stießen. Niemand antwortete mir. In der Meinung, diese Zimmer seyen von eben in ihren Verrichtungen abwesenden Arbeitern bewohnt, klopfte ich wieder. Die nämliche Stille. Ueber diese Oede ziemlich erstaunt, ging ich in das dritte und letzte Stockwerk hinauf, mit Ausnahme des Daches; ich pochte von Neuem und mehrmals vergebens. Ich wollte wieder hinabgehen, indem ich glaubte, in der Nummer mich getäuscht zu haben, als ich ein Geräusch von Schritten sich der Thüre nähern hörte, und eine Kindesstimme fragte: „Wer ist da?“

„Jemand, der Madame Lallemand aus Auftrag der Frau Prinzessin von Montbar besuchen will,“ antwortete ich.

Alsogleich öffnete sich die Thüre. Ich sah ein kleines Mädchen von eilf oder zwölf Jahren mit einem sanften und treuherzigen Gesichte.

„Wohnt hier Madame Lallemand?“ fragte ich sie, indem ich einen Blick in ein erstes leeres, verfallenes Gelaß warf, wo ohne Zweifel die Treppe eines Speichers ausmündete.

„Ja, mein Herr,“ antwortete mir das Kind, „sie liegt im Bette, und kann nicht aufstehen.“

„Kann ich sie sehen, und aus Auftrag der Frau Prinzessin mit ihr sprechen?“

„Ich will sie fragen, mein Herr,“ versetzte das kleine Mädchen, das nach Verlauf einiger Augenblicke zurückkam, und mir die Thüre öffnete; ich trat ein. Eine noch junge Frau mit leidender Miene, mit interessanter Physiognomie, lag auf einem elenden Bette, in einer Kammer, welche ein großes Elend verrieth. Als ich zu dieser Frau gesagt hatte, daß sie am andern Tage morgens von der Prinzessin gewiß einen Besuch erhalten würde, flossen Thränen aus ihren Augen, und sie küßte mit einer Regung rührender Freude herzlich ihr Kind; dann drückte sie mir ihre Dankbarkeit gegen die Prinzessin mit so einfachen, so natürlichen, so tiefgefühlten Worten aus, daß ich, von dieser Scene innig gerührt, mir gelobte, meine Gebieterin von diesem ihrem Schützlinge so günstigen Eindrucke in Kenntniß zu setzen. Wenn ich jetzt denke, daß all das von Seite dieser Creatur eine Comödie war, die einen infamen Hinterhalt verbarg, so begreife ich noch immer nicht die Möglichkeit einer so schrecklichen Verstellung. Ich verließ

die Straße du Marché=Vieux so völlig beruhiget durch das, was ich so eben gesehen und gehört hatte, daß es mir gar nicht einfiel, Erkundigungen über Madame Lallemand einzuziehen; ich vergaß sogar das Erstaunen, das mich ergriff, als ich dieses Haus nur von dem Schützlinge der Prinzessin bewohnt fand. In's Hôtel zurückgekehrt, kleidete ich mich mit Sorgfalt an; ich sollte am Abend bei Tische aufwarten; der Schneider des Prinzen war vortrefflich. Ich zog einen Rock vom schönsten schwarzen Tuche mit elegantem Schnitte an. Nach Beendigung meiner Toilette schaute ich in den kleinen Spiegel meines Zimmers; mit meiner sorgfältig angepaßten Halsbinde von weißem Batiste, mit schwarzseidenen Strümpfen und sehr glänzenden leichten Schuhen mit goldenen Schnallen, fürchtete ich nicht, vom Prinzen wieder erkannt zu werden, der nur einmal mit mir gesprochen hatte und damals, da er halbberauscht mich wegen der Lumpen aufzog, mit denen ich bedeckt war. In die Küchenstube des Speisesaales tretend, fand ich den Haushofmeister und den alten Kammerdiener des Prinzen, Namens Louis, der freundlich zu mir sagte: „Bevor Sie den Tisch decken helfen, mein lieber Freund: haben Sie nachgesehen, ob das Feuer im Sprachzimmer der Madame gut brenne? Sie kann nicht lange ausbleiben . . .“

„Nein, Herr Louis,“ antwortete ich ihm, „ich dachte nicht daran, und will nachsehen.“

„Vergessen Sie auch nicht, wenn Madame zurückkehren wird, an der Thüre des Wartsalons zu verweilen, um sie zu empfangen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Louis; aber wie werde ich von der Heimkehr der Madame in Kenntniß gesetzt?"

„Auf eine sehr einfache Weise, zuvörderst durch das Rollen ihres Wagens, und dann durch zwei Klänge der Glocke, die mit der Loge des Portiers in Verbindung steht. Es wird einmal geschellt, wenn der Herr heimkommt, zweimal, wenn es Madame ist..."

Ich begab mich also in das Sprachzimmer der Prinzessin, um nach ihrem Feuer zu sehen; ich konnte mich nicht enthalten, zu beben, als ich von Neuem den diesem Gemache eigenthümlichen Wohlgeruch merkte, worin Regina sich besonders gerne aufhielt, einen lieblichen, sanften, obgleich durchdringenden Geruch; einen Augenblick, ich gesteh's, meinen Dienst vergessend, schaute ich ergriffen um mich her, diese Blumen, diese Gemälde, diese Bücher, diese Möbel betrachtend, die das Heiligthum der Prinzessin schmückten, als ich in einer kleinen Gemäldegallerie gehen hörte, welche das Sprachzimmer, worin ich mich befand, von dem Schlafzimmer der Prinzessin trennte. In dem Momente, da ich, aus Besorgniß, im Nichtsthun überrascht zu werden, mich rasch zum Kamine bückte, trat der Prinz ein, ich war gebückt, ich konnte sein Gesicht nicht sehen, aber ein ziemlich rasches Anhalten in seinem Gange bewies mir, daß er erstaunt war, hier Jemand zu finden. Ich machte die Thüre der Gemäldegallerie wieder zu, ich richtete mich auf, und verbeugte mich ehrerbietig.

„Sie sind der neue Kammerdiener der Frau von Montbar?" fragte mich der Prinz, fast ohne mich anzusehen, und indem er kaum einen Augenblick stehen blieb.

„Ja, mein Prinz.“

„Gut,“ versetzte er, und entfernte sich.

Obgleich ich kaum Zeit hatte, den Herrn von Montbar in's Auge zu fassen, schien er mir doch ziemlich ärgerlich, daß er aus der Wohnung seiner Frau kommend gesehen wurde; diesen Aerger konnte ich mir nicht erklären; nach seinem Fortgehen warf ich zufällig die Augen auf den kleinen, neben Reginens Armstuhle stehenden Tisch, und es dünkte mir eine gewisse Unordnung unter den auf dieses Tischchen gelegten Gegenständen zu bemerken. Die begonnene Stickerei war zu Boden gefallen, so wie auch ein Buch, und die Schublade halb geöffnet, ich weiß nicht warum. Eingedenk der Ueberraschung und der Art von Aerger, vom Prinzen bei meinem Anblicke bethätiget, kam mir die Idee, daß er vielleicht, die Abwesenheit seiner Frau benützend, etwas in den Möbelfächern der Wohnung gesucht habe. Ich zitterte bei dem Gedanken, daß diese Indiscretion oder dieser Mißbrauch des Vertrauens, im Falle der Entdeckung mir beigemessen werden könnte. Dieser Gedanke drückte mich nieder, als ich einen Wagen in den Hof des Hôtels rollen hörte; fast alsogleich nachher wurde zweimal geschellt. Den Weisungen des Louis gemäß, eilte ich in den Wartsalon, um der Prinzessin die Thüre zu öffnen; ich glaubte es recht zu machen, indem ich sie ehrerbietig grüßte, aber sie sagte gütig, obgleich ein wenig lächelnd, zu mir: „Ein für allemal: Sie werden mich zu Hause nicht mehr grüßen, nicht wahr?“

Ueber meine Ungeschicklichkeit bestürzt, stammelte ich einige Entschuldigungen, allein Regina fragte mich,

während sie durch den zweiten Salon schritt, der in ihr Sprachzimmer führte: „Sie waren bei Madame Wilson?"

„Ja, Frau Prinzessin, aber ich traf sie nicht."

„So werden Sie am Thore sagen, daß, im Falle ein Brief von Madame Wilson für mich käme, man ihn mir sogleich heraufbringe."

„Ja, Frau Prinzessin."

„Und Madame Lallemand?"

„Ich sah sie, Frau Prinzessin, sie wohnt im dritten Stockwerke des Hauses, dessen Adresse Madame mir gaben."

„Sie haben sie in Kenntniß gesetzt, daß ich sie morgen früh besuchen würde?"

„Ja, Frau Prinzessin."

„Ohne Zweifel herrscht großes Elend dort?" fragte mich Regina traurig.

„Ja, Madame, ein recht peinliches Elend."

„Und diese Frau, dessen bin ich gewiß, ist interessant?"

„Ich glaube, daß sie die volle Gewogenheit der Frau Prinzessin verdient."

„Nun, desto besser; denn..." Dann unterbrach sich die Prinzessin, und sagte zu mir mit einem Blicke auf den kleinen neben ihren Armstuhl gestellten Tisch: „Jemand ist also während meiner Abwesenheit hier eingetreten?"

„Ich weiß es nicht, Frau Prinzessin," antwortete ich mit einer dummen Verlegenheit, denn ich zweifelte nicht an der Ursache des Erstaunens der Prinzessin, und fürchtete, in Verdacht zu gerathen.

„Das ist sonderbar," äußerte Frau von Montbar, kehrte sich um, und schaute mich starr an.

Ich täuschte mich ohne Zweifel, aber es dünkte mir, in ihrer Physiognomie einen Ausdruck von Erstaunen und Mißtrauen zu lesen. Ich war so bestürzt, daß ich wider meinen Willen purpurroth wurde, und anstatt ihr, was doch ganz einfach gewesen wäre, zu sagen, daß der Prinz in meiner Gegenwart aus der Gemäldegallerie getreten sey, blieb ich stumm, so peinlich ergriffen, als wäre ich strafbar gewesen. Dennoch die Gefahr meiner Lage einsehend, wollte ich eine Anstrengung machen, um jeden Verdacht von mir zu entfernen, als die Prinzessin mit kurzen Worten zu mir sagte: „Sie werden meinen Wagen bis halb neun Uhr bestellen..."

Und nachdem die Prinzessin einen Augenblick ihre Füße an der Kaminflamme ihres Sprachzimmers gewärmt hatte, trat sie in die Gemäldegallerie, welche in ihr Schlafzimmer führte, und verschwand. Ueber meine Ungeschicklichkeit tief betrübt, ging ich zu dem Portier hinab, um die Befehle meiner Gebieterin zu vollziehen; da die Stallwärter bei Herrn Romarin assen, dieß war der Name des Logeninhabers, konnte ich meinen doppelten Auftrag besorgen. Herr Romarin, weiß gepudert und in Gallalivrée gekleidet, ein wichtiger Mann, wie es je einen gab, übernahm es, den Kutscher der Prinzessin in Kenntniß zu setzen, und übergab mir zwei Briefe, von denen der eine so eben von Madame Wilson gesendet worden war; mit diesem Briefe gab mir der Portier drei prächtige, sorgfältig eingewickelte Ballblumensträusse, und sagte zu mir: „Der Eine von diesen Ballblumensträussen ist mit diesem Blumencarton vom Laufjungen der Blumenhändlerin der Frau Prinzessin gebracht worden,

die andern zwei Blumensträusse von Commissionären, die nicht sagten, von wem sie gesendet seyen."

Unter diesen zwei Blumensträußen ohne Namen, die ich forttrug, bemerkte ich einen von prächtigem weißen Lila, und von veilchenblauem von Parma. Langsam die Treppe hinaufgehend, betrachtete ich mit einer gramvollen Schwermuth diesen frischen und geheimnißvollen Feststrauß, der einen lieblichen Wohlgeruch duftete, denn ich erinnerte mich in Folge eines seltsamen Contrastes an jene ärmlichen, ebenfalls geheimnißvollen Sträuße von weißen und veilchenblauen Schneeglöckchen, die ich so viele Jahre hindurch an jedem Gedächtnißsterbetage auf das Grab von Reginens Mutter gelegt hatte, ohne daß das junge Mädchen jemals die Quelle dieser frommen Spende kennen lernte. Bei diesen Erinnerungen trat mir eine Thräne in die Augen. Diese geringen und traurigen Blumen, mit denen meine ungekannte Ergebenheit ehemals ein Grab schmückte, waren mir allzusehr das Sinnbild meiner geringen und traurigen Liebe. Indem ich wieder in die Wohnung der Prinzessin hinaufging, fand ich dort ihr Kammermädchen. Sie nahm die Blumen und Sträusse in Empfang, und ich sollte im Speisesaale der Zeit harren, bei der Tafel aufzuwarten. Fast alsogleich rauschten die beiden Flügel der Thüre auf; der Prinz trat mit seiner Frau ein. Nach einem Zeichen des Haushofmeisters sollte ich mich hinter die Prinzessin stellen.

Zum erstenmal sah ich Herrn von Montbar und seine Frau beisammen. Obgleich ihre Unterredung durch die Gegenwart ihrer Dienerschaft nothwendigerweise beengt

war, verdoppelte ich doch meine Aufmerksamkeit, um ihre gegenseitigen Verhältnisse zu erforschen zu suchen; durch die Uebung dieser Aufmerksamkeit hatte ich eine solche Beobachtungsgabe erlangt, daß es mir wenig Mühe kostete, dem, was ich zu erfahren wünschte auf die Spur zu kommen. Der Prinz schien mir kalt, zerstreut und gegen seine Frau eine fast feierliche Höflichkeit zu affektiren; nach einigen unbedeutenden Worten hielten sie ungefähr folgendes Gespräch. „Sie fahren heute Abend aus?" fragte der Prinz seine Frau.

„Ja ich besuche das italienische Theater."

„Heute ist ja nicht Ihr Tag, dünkt mir?"

„Madame Wilson giebt mir einen Platz in ihrer Loge; sie holt mich ab, und wir werden miteinander zu Frau von Beaumenil gehen."

„Es ist großer Ball dort, glaub' ich?"

„Sie eröffnet ihr neues Hôtel. Man sagt, es sey wunderbar, blendend ... werden Sie nicht einen Augenblick hinkommen?"

„Gewiß nicht," erwiderte der Prinz, „ich verabscheue diese Gewühle, wozu man geladen wird, um einen Prunk einstimmig zu loben, der insolent ist, wenn er nicht lächerlich ist, woferne er nicht insolent und lächerlich zugleich ist; zudem soupire ich heute Abend mit einigen Freunden bei Very; von da reisen wir nach Fontainebleau, wo wir einige Tage lang jagen wollen."

„Werden Sie lange ausbleiben?"

„Wenigstens sechs oder acht Tage, die nöthige Zeit zu drei oder vier Jagden, da mit dem Jagdapparate nur alle zwei Tage gejagt werden kann."

„Dieß wird eine angenehme Partie geben; wird die Gesellschaft zahlreich seyn?“

„Nein, nicht gar sehr: der Marquis von Hervieux und sein Schwager, der Inhaber des Jagdapparates, Blinval, Saint-Maurice, Thionville, ich, und Alfred von Dreux, der berühmte Pferdemaler, welcher Verschiedenes nach der Natur malen wird... Doch da ich eben von Malerei spreche,“ fügte der Prinz bei, „wissen Sie, daß ich Sie um Ihre Gemälde beneide?“

„Sie erweisen ihnen wahrhaftig zu viel Ehre.“

„Vorzüglich ist ein neues Seestück von Isabey darunter ... es schwebt mir immer vor den Augen, das ist ein Meisterstück.“

„Es ist wirklich sehr schön.“

„So schön, daß ich es vorhin während Ihrer Abwesenheit bewunderte.“

Also sprechend, und zu meinem großen Erstaunen, schaute mich der Prinz einen Augenblick an, wie wenn diese Erklärung seiner Anwesenheit in ihrer Wohnung aus Rücksicht gegen mich wäre gegeben worden, eine Erklärung, über die ich übrigens sehr erfreut war, denn sie setzte Frau von Montbar in Kenntniß, daß ich die Ungeschicklichkeit begangen hatte, ihr nicht zu sagen: daß während ihrer Abwesenheit ihr Gemahl in ihre Wohnung gekommen sey.

So mußte der Verdacht schwinden, den sie in dem Falle gegen mich hegen konnte, daß sie irgend eine indiscrete Handlung bemerkt hätte.

„Ich schätze mich sehr glücklich, daß das Gemälde Ihnen gefällt,“ antwortete die Prinzessin ihrem Gemahle,

„nur bedaure ich, daß Sie es bloß während meiner Abwesenheit bewunderten."

Ich weiß nicht, ob diese von der Prinzessin mit eben so viel kalter Artigkeit ausgesprochenen Worte, wie wenn sie einem Fremden gälte, dem Prinzen doppelsinnig zu seyn schienen, doch heftete er auf seine Frau eine Secunde lang einen forschenden Blick; dann setzte er hinzu: „Wenn Sie sich zu Hause befinden, sind Sie immer sehr umgeben, und es giebt, wie Sie wissen, nichts Widrigeres, als einen Gemahl morgens im Salon seiner Frau; eben recht, da wir von Ihren Freunden sprechen: ist der schöne von Erfeuil immer noch so dumm, als er schön ist?"

„Er ist schöner, als jemals."

„Und hat von Hervillier noch immer die unselige Anmaßung, ein Sänger seyn zu wollen?" Fleht er noch immer ganz leise, daß man ihn ersuche, zu singen, um sich mit einem verstellten Widerstande zu zieren? Wie er sich dabei ausnimmt, ein Mann von sechs Fuß .... mit der Schulterbreite eines Regimentstambour und mit der Stimme eines Cathedralsängers!"

„Herr von Hervillier hat einen Fortschritt gemacht: er singt, ohne daß man ihn darum ersucht."

„Das ist der Schrei der Verzweiflung," äußerte der Prinz, seinen Spott fortsetzend; ... „und leiht noch immer jener enorme Dumolard, der Bruder Ihrer vertrauten Freundin, ..." und Herr von Montbar betonte diese Worte mit äußerster Abgeneigtheit, „dieser Mann von empörender Dicke, seinen Wagen und seine Logen den schönen Damen, edelmüthige Gefälligkeiten, die ihm den Namen Omnibus verschafft haben?"

„Herr Dumolard wird wegen seiner außerordentlichen Dienstfertigkeit immer citirt," versetzte die Prinzessin, die in Ironie, mit ihrem Gatten wetteifern zu wollen schien. Aber es lag in diesem Austausche von Spöttereien etwas Bitteres, Kaltes, weit entfernt von jener sanften, mittheilsamen Heiterkeit, die aus Vertrauen und Liebe entspringt.

„Was aber seine Schwester betrifft," fuhr der Prinz fast mit Härte fort, „wissen Sie, daß man viel, recht viel von Ihrer neuen Freundin spricht?"

„Von meiner neuen Freundin?"

„Ja, von Madame Wilson."

„Das ist ganz natürlich, eine Frau in der Mode... Von wem und von was sollte man sonst sprechen?"

„Giebt es einen Herrn Wilson?" fragte der Prinz mit einem Tone fast insolenten Spottes.

Die Prinzessin runzelte die Stirne ein wenig, und antwortete mit einem gezwungenen Lächeln: „Welche sonderbare Frage stellen Sie da an mich?"

„Zuvörderst sieht man diesen Herrn Wilson niemals."

„Gestehen Sie, daß, wenn die Existenz der Ehemänner, die niemals in Gesellschaften erscheinen, in Zweifel gezogen würde," entgegnete Regina, „die Ihrige ein wenig bloßgestellt wäre."

„Ich glaube nicht, oder vielmehr ich hoffe, daß keine Vergleichung zwischen mir und Herrn Wilson Statt finden kann," äußerte der Prinz mit Hochmuth und schlecht verhaltenem Aerger; „denn er gehört zu jenen Lächerlichen, die..."

„Herr von Montbar, erlauben Sie mir doch, Ihnen

von dieser Ananasgelée anzubieten. Sie ist vortrefflich," erwiederte die Prinzessin, ihren Gemahl unterbrechend, welcher begriff, daß Frau von Montbar diese Art von Zwist in Gegenwart von uns Dienern nicht fortsetzen wollte, und nahm ohne Zweifel bloß aus Schicklichkeit das ihm gebotene Gericht an, denn er berührte es nicht, und fuhr nach einigen Momenten des Schweigens fort: „Als ich vorhin eines von Ihren Gemälden bewunderte, sah ich auf einem Tische drei oder vier dicke Folianten. Was bedeutet denn dieß? Werden Sie eine gelehrte Frau?"

„Es sind Kupferstiche, eine Sammlung von historischen Porträten, die mir Herr Just Clement gefällig geliehen hat. Ich suchte ein Costüm zu einem costümirten Balle; Herr Just rieth mir, unter den Kupferstichen zu wählen, die er von seinem Vater bekam."

„Und wie befindet sich der Capitain Just?" fragte der Prinz, nicht mehr mit jenem sardonischen Tone, mit dem er seine Fragen hinsichtlich einiger Freunde seiner Frau begleitet hatte, sondern mit Ernst und einer Art Unschlüssigkeit. Von dem Momente an, da er den Capitain Just genannt hatte, bemerkte ich, daß der seiner Frau gegenüber am Tische sitzende Prinz, sie nicht aus den Augen ließ, und sie zu beobachten schien. Regina schien die fast besorgte Aufmerksamkeit des Prinzen nicht zu gewahren, und antwortete mit vollkommener Einfalt: „Herr Just Clement ist wegen des Todes seines Vaters immer noch traurig, aber diese Traurigkeit ist sanft und ruhig... Weit entfernt, die Gelegenheiten zu fürchten, von dem zu sprechen, dessen Verlust er bedauert, sucht

er sie vielmehr, und er findet mich immer geneigt, ihm diesen Trost zu bieten, denn ich fühlte für seinen Vater eine eben so große Verehrung als Anhänglichkeit."

„Der Doctor Clement war wirklich einer der achtungswerthesten Männer," versetzte der Prinz, „und da wir von ihm sprechen, will ich Ihnen sagen, daß sein Schützling und der Ihrige, jener junge Arzt, den er uns empfohlen hatte, gestern nach Montbar abgereiset ist."

„Ich wußte es; er nahm von mir Abschied," entgegnete die Prinzessin, „und ich danke Ihnen, daß Sie..."

„Sprechen wir nicht mehr daran," sagte der Prinz, seine Frau unterbrechend, „Sie wissen, daß ich mich immer glücklich fühle, Ihnen angenehm seyn zu können; doch um wieder auf den Capitain Just zurückzukommen ... seine Traurigkeit muß sich inmitten aller Ihrer Stutzer unbehaglich fühlen."

„Wenn Herr Just mich zu sehen wünscht," erwiederte die Prinzessin, „schreibt er mir morgens einige Zeilen, und ich empfange ihn früh genug, um nicht in den Fall zu kommen, daß er Jemand anträfe."

„Ich billige Ihr Verfahren sehr; der Capitain Just hat einen Anspruch auf besondere Auszeichnung, nicht bloß wegen der traurigen Lage, worin er sich befindet, sondern auch wegen seines Werthes, wegen seines persönlichen Verdienstes, und obgleich noch jung, ist er doch ein Mann, der, ich gesteh's Achtung gebietet."

Diese letzteren Worte wurden vom Prinzen mit einem Tone von Loyalität, von Aufrichtigkeit ausgesprochen, der mich rührte. Frau von Montbar schien den nämlichen Eindruck zu fühlen, denn anstatt fortzufahren, mit

ihrem Gemahle in einem trockenen und kalt=höflichen Tone zu sprechen, wurde ihre Stimme weicher und sanfter.

„Sie verpflichten mich zu dem größten Danke," entgegnete die Prinzessin, „indem Sie mit einer so edelmüthigen Unparteilichkeit einen Mann würdigen, der, wie man sagt, nicht zu unserer Welt gehört, und, wie ich glaube, einer meiner verlässigsten und besten Freunde werden wird . . ."

Sey's daß der Prinz die erste Regung sich zum Vorwurfe machte, von welcher er sich hinreißen ließ, indem er gerecht gegen den Capitain Just war, sey's daß die Antwort der Prinzessin ihm irgend einen geheimen Aerger verursachte, er versetzte mit einem Lächeln, welches mir ironisch und gezwungen schien: „Wahrscheinlich werden Sie diesen bevorzugten Zutritt dem Capitain nur bis zum Ende seiner Trauer bewilligen?"

„Warum?" fragte Regina ernst.

„Weil der Capitain, obgleich nicht so elegant, wie Ihre Stutzer, deßhalb nicht minder anmuthig ist, im Gegentheile," äußerte der Prinz lachend, „und wenn er eben so geistvoll als gelehrt, eben so liebenswürdig als ausgezeichnet, eben so schön als muthig ist, so ist dieß kein Grund, daß er nicht sehr gefährlich sey."

„Welche Albernheit!" erwiederte die Prinzessin.

„Sie kennen die Macht des Capitains Just in Bezug auf Verführung nicht," sagte der Prinz, indem er mit einer etwas gezwungenen Miene zu lachen fortfuhr. „Er hat sehr bizarre Abenteuer gehabt, und unter andern eine wahnsinnige Leidenschaft eingeflößt. Es ist ein wahrer Roman; die arme Frau hat Alles verlassen, um

dem Capitain wider seinen Willen nach Algier zu folgen, wo sie in einem Treffen mit den Arabern getödtet wurde."

„Sie haben Recht," bemerkte die Prinzessin lachend, „das ist unwahrscheinlich und unmöglich, wie ein Roman."

„Aber ich spreche ganz ernstlich mit Ihnen," sagte der Prinz, „und ich kann Ihnen den Namen der Heldin nennen."

„Ich will ihn lieber nicht wissen, um an das Abenteuer zu glauben," erwiederte die Prinzessin lachend. Dann fügte sie bei, vom Tische aufstehend: „Ich bitte Sie um Vergebung, daß ich Sie so bald verlasse, aber ich bin noch nicht angekleidet; Madame Wilson wird mich abholen, und ich möchte sie nicht warten lassen."

Auch der Prinz stand vom Tische auf, und sagte zu der Prinzessin: „Adieu, denn ich werde Sie vor meiner Abreise nach Fontainebleau nicht sehen."

„Adieu!" entgegnete die Prinzessin, „und bleiben Sie nicht gar zu lange aus."

„Ich werde mich immerhin beeilen, wie Sie wissen, zu Ihnen zurückzukehren," versetzte der Prinz, und ging in seine Wohnung, während seine Frau in die ihrige zurückkehrte.

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Der Ball.

Obgleich dem Anscheine nach sehr unbedeutend, hatte die Unterredung der Prinzessin mit ihrem Gemahle mir

sehr wichtige Aufschlüsse gegeben. Offenbar herrschte eine gezwungene Kälte zwischen Herrn von Montbar und seiner Frau. Er sah mit Unwillen die innige Freundschaft der Prinzessin und der Madame Wilson. Er ließ auf eine loyale Weise der Ueberlegenheit des Capitains Just Gerechtigkeit widerfahren, gegen den er jedoch eine instinktmäßige Eifersucht fühlte, und dieser Instinkt mochte den Prinzen nicht täuschen, denn, soll ich es sagen? ich theilte diese Eifersucht, mein Herz preßte sich schmerzlich zusammen, als ich die Art inniger Vertraulichkeit erfuhr, die bereits zwischen dem Capitain Just und Reginen bestand, eine wahnsinnige, niedrige und dumme Eifersucht von meiner Seite, denn, ach! ich hoffte nichts von meiner Liebe. Aber obgleich ein wahnsinniges, niedriges, dummes Gefühl, war es deßhalb nicht minder tief betrübend, und ich ahnete dunkel eine Qual, grausamer noch, als jene, hoffnungslos zu lieben.

Nachdem ich mit meinen Kameraden dinirt hatte, ging ich wieder in den Wartsalon der Prinzessin hinauf. Ich war seit einiger Zeit dort, als ich einen Wagen in den Hof rollen hörte, bald nachher führte ich Madame Wilson in das Sprachzimmer der Prinzessin. Als etwa nach einer Viertelstunde diese beiden reizenden Frauen durch eine von den Thüren des Salons eintraten, in welchem ich wartete, wurde ich geblendet ... es war unmöglich, zwei vollendetere Schönheiten zu treffen, und dennoch verschiedenere, als jene der Prinzessin und ihrer Freundin.

Madame Wilson, weiß und rosig, mit blauen Augen

und schwarzen Haaren, trug ein Kleid von blaßgrünem Sammet, mit Spitzenwellen besetzt, die mit Sträußchen von Putzrosen angesteckt waren; ein eleganter Kopfputz von den nämlichen Blumen vervollständigte diesen reizenden Anzug. Die Prinzessin, welche größer war, als Madame Wilson, aber nicht so schlank, trug ein Kleid von strohfarbenem Mohr, und darüber eine kurze Tunica von weißer Gaze, mit natürlichen Camelienblättern garnirt, und mit Diamanten befestiget, die inmitten dieses leuchtenden Grüns wie eben so viele krystallisirte Thautropfen funkelten; eine Krone von grünen Blättern ohne Blumen, ebenfalls mit Diamanten gereihet, wand sich um Reginens weiße und stolze Stirne. Dieses sehr weit ausgeschnittene Kleid, wie man es damals trug, ließ die Schultern, die Arme und die Brust der Prinzessin bloß, welche die Weiße, die Glätte, die Härte des Marmors zu haben schien; ihre Haare, von einer bläulicheren Schwärze, als jene der Madame Wilson, waren nicht mehr gescheitelt, wie am Morgen, sondern in lange gekräuselte Locken aufgelöset, die ihrem halb nackten Busen liebkoseten; dieses prächtige Haar wand sich, sehr tief hinter ihrem Kopfe, in eine üppige, straffe, glänzende Flechte, welche die zierliche Muskelanfügung eines schlanken und runden Halses noch mehr hervorhob. Eine schwache Röthe färbte Reginens Wangen; ihre drei kleinen schwarzen, sammetartigen, koketten Mähler contrastirten, wie eben so viele ebenholzschwarze Schönpflästerchen, mit dem feuchten Carmine ihrer Lippen und dem Feuer ihrer großen schwarzen, in diesem Momente glänzenden und beseelten Augen.

Weit mehr als in in ihrem einfachen Morgenkleide, erschien mir Regina so in dem vollen wollüstigen Glanze einer Schönheit, die ich bei ihr nicht suchte. Als sie mit Madame Wilson ihr Sprachzimmer verließ, lachten sie Beide; Reginens Lachen war reizend, denn sie wies Zähne von blendendem Schmelze; sie lachte, indem sie ihren Blumenstrauß mit einer Bewegung voll Anmuth, wie um diese Fröhlichkeit halb zu verschleiern, an ihre Lippen hielt.

„Das ist arg," sagte Madame Wilson zu ihr, „aus diesem Arsenale prächtiger Blumensträuße diesen von Ihrer Blumenhändlerin zu wählen."

„Welche Namen werden die Neidischen diesem armseligen gekauften Blumenstrauße andichten!" äußerte Regina.

„Die Namen von Männern, welche in Paris am meisten in der Mode sind, werden dabei genannt werden," versetzte Madame Wilson heiter.

„Gestehen Sie, meine Liebe, daß dieß so ziemlich das Bild von vielen Dingen ist. Wenn man wüßte, was man beneidet!" erwiederte die Prinzessin mit einem sonderbaren Tone, und es däuchte mir einen Augenblick eine Wolke ihre freudestrahlende Stirne umschatten zu sehen.

Während so die Prinzessin mit Madame Wilson sprach, hüllte sie sich halb in einen weiten von kirschrothem Sammt, mit Hermelin gefütterten Mantel, den ihr Kammermädchen, das ihr folgte, ihr so eben umgehängt hatte, wornach Juliette mir ein Paar kleine Schuhe von schwarzem wattirten Taffet übergab, und halblaut zu-

mir sagte: „Sie werden die Schuhe der Madame dem Lackeien der Madame Wilson geben; tragen Sie ihm ja auf, sie nicht zu verlieren." Dann ging das Kammermädchen wieder in die Wohnung zurück, indem sie mir leise zuflüsterte: „Kommen Sie gleich zur Theegesellschaft."

In dem Momente des Austrittes aus dem Salon, sagte Madame Wilson zur Prinzessin: „Schlagen Sie Ihren Mantel wohl übereinander, meine liebe Freundin; es ist schrecklich kalt."

Da die Prinzessin ohne Zweifel durch ihren Blumenstrauß und durch ihr Taschentuch verhindert war, sich in ihren sehr weiten und sehr langen Mantel gut zu hüllen, den sie aufheben mußte, um die Treppe hinabzugehen, gab sie mir ihren Blumenstraus und ihr Taschentuch, und sagte zu mir: „Sie werden mir dieß in den Wagen reichen."

Als ich aus ihrer Hand in die meinige ihr Taschentuch und ihren Blumenstrauß empfing, dessen Duft mich hauchweise anwehte, bebte ich, und folgte langsam meiner Gebieterin, die ich zierlich und leicht die breiten Stufen der Marmortreppe hinabschweben sah. Da Madame Wilson, welche einige Schritte vorausging, bemerkte, daß der kleine Fuß der Prinzessin nur mit ihrem Schuhe von weißem Atlaß bekleidet war, sagte sie mit einem Tone liebevollen Vorwurfes zu ihr: „Wie, meine Liebe, Sie haben bei dieser Kälte keine wattirten Schuhe angezogen?"

„Ihr Lackei wird sie mir geben, wenn wir den Ball verlassen," antwortete die Prinzessin; „es wird dann Zeit seyn."

„Und während der ganzen Dauer der Oper wollen Sie mit eisigen Füssen verweilen, und beim Fortgehen?... Sie wollen so eine Stunde lang auf unsern Wagen warten? Sie würden eine furchtbare Kälte ausstehen! ich werde dieß nicht dulden. Sie werden alsogleich Ihre Schuhe anziehen, und sie erst nach unserer Ankunft auf dem Balle ablegen."

„Je nun, liebe Tyrannin," sagte die Prinzessin lächelnd zu Madame Wilson, „ich muß Ihnen wohl gehorchen."

Also sprechend, waren die Prinzessin und ihre Freundin auf den letzten Stufen der Treppe stehen geblieben; Regina sagte zu mir: „Geben Sie mir mein Taschentuch und meinen Blumenstrauß, und ziehen Sie mir meine Schuhe an."

Und den Blumenstrauß und das Taschentuch aus meinen Händen empfangend, stützte sich Frau von Montbar auf eines von den Geländern der Treppe, und hielt mir ihren Fuß hin. Ich kniete mich vor die Prinzessin hin. Als ich diesen Kinderfuß mit der Hand faßte, in welcher er völlig Raum fand, angethan mit einem Schuhe von weißem Atlaß und mit einem so feinen seidenen Strumpfe, daß ich durch sein durchsichtiges Gewebe die rosige Haut schimmern sah, von welcher ein schwacher Irisduft aufstieg, als meine Finger, das Bändchen des Taffetschuhes bindend, zitternd an den zarten Knöchel eines schlanken Beines streiften, als endlich die schleppenden Falten des Kleides meiner Gebieterin über mein Gesicht hinstrichen, glaubte ich wahnsinnig zu werden. Die Adern meiner Schläfen pochten zum Zerspringen,

meine bebenden Hände brannten von einem solchen Feuer, daß meine Gebieterin die Gluth derselben durch die Seide und den Atlaß ihrer Fußbekleidung hindurch hätte spüren können. Zum Glücke merkte sie es nicht, und sprach, während ich ganz von Sinnen zu ihren Füssen kniete, stille mit Madame Wilson; nur ein leises bewältigtes Lachen unterbrach bisweilen das leichte Flüstern ihrer Unterredung. Mit meinem Geschäfte fertig, stand ich auf, fast betäubt; ich fühlte meine Knie wanken; die Prinzessin sagte zu mir, ohne mich anzuschauen, indem sie nach dem Vorplatze schritt, der zum ersten Vorzimmer diente: „Martin, Sie werden auf mich warten?“

„Ja, Frau Prinzessin,“ antwortete ich stammelnd.

Die Lackeien des Hauses erhoben sich ehrerbietig bei dem Vorübergehen der Prinzessin; zwei derselben öffneten die beiden Flügel der Freitreppenthüre. Durch die Fenster hindurch, und bei der Helle der großen messingenen Wagenlaternen, sah ich die beiden jungen Frauen in eine elegante Berline steigen, welche zwei prächtige Grauschimmel mit glänzendem Geschirre rasch von dannen zogen. Noch ganz bebend vor bitterer und schrecklicher Wonne, die ich so eben kostete, schaute ich diesen Wagen sich entfernen, in eine Art von Ekstase versunken, als mich in der Wirklichkeit meiner Lage die derbe Stimme eines Lackeien des Hôtels zurückrief, der, nach der Abfahrt unserer Gebieterin geräuschvoll die Thüre des Vorplazesw ieder schließend, auf eine rohe Weise ausrief: „Eingepackt!!“

Einer unaussprechlichen Unruhe, tollen, glühenden,

schmerzlichen Gedanken Preis gegeben, empfand ich einen großen Widerwillen, mich zum Thee zu verfügen, den das Kammermädchen der Prinzessin zur Feier meines Willkommens gab; ich wäre lieber in mein Zimmer gegangen bis zur Zeit, da ich meine Gebieterin im Salon erwarten sollte; aber die Anempfehlung des Doctors Clement hinsichtlich der finsteren Projekte des Grafen Duriveau eingedenk, glaubte ich, daß diese häusliche Zusammenkunft mir vielleicht die Gelegenheit darbieten könnte, etwas zu entdecken. Zudem wird, wie dieß geschieht, wenn das Gemüth mit den Möglichkeiten einer drohenden und zugleich unbekannten Gefahr sich beschäftiget, Alles ein Gegenstand des Mißtrauens, und man überläßt sich den gewagtesten Vermuthungen; ich fragte mich also, in Erwägung der noch neuen und innigen vertrauten Freundschaft der Prinzessin und der Madame Wilson, einer vertrauten Freundschaft, die einen großen Einfluß auf Frau von Montbar zu haben schien, zu welchem Zwecke Madame Wilson so plötzlich Regina mitten in einen Strudel von Festen und Vergnügungen gezogen habe, sie, die erst kürzlich in einer einsamen Traurigkeit lebte, ob diese plötzliche Veränderung in ihren Gewohnheiten nicht die Racheprojekte des Grafen Duriveau begünstige? Und dann endlich, ... warum sollte ich das Geständniß gewisser in der tiefesten Tiefe des Herzens vergrabener Gedanken scheuen? ... fühlte ich mich wider meinen Willen fast eifersüchtig auf Madame Wilson; ohne Zweifel hatten ihre Rathschläge Regina bestimmt, ihre Kümmernisse zu betäuben, und in der unbeugsamen

Selbstsucht meiner Ergebenheit war es mir unlieb, sie ihre Leiden so standhaft ertragen zu sehen. Ihr fieberhafter Hang zum Vergnügen war ohne Zweifel erkünstelt; aber es däuchte mir, und mein Herz betrübte sich darob tief, daß meine Ergebenheit von dem Momente an für Frau von Montbar minder nützlich würde, da sie inmitten der rauschenden Freuden der Welt einige Zerstreuung fände. Ich hätte sie lieber traurig, gramvoll gesehen, wie früherhin, um sie dereinst aus dieser Traurigkeit, aus dieser Absonderung zu ziehen, indem ich ihr die Neigungen wieder verschaffte, deren Verlust sie so bitter bereuen mußte. Diese Verschweigungen, diese Eifersüchteleien, diese Berechnung in der Ergebenheit, sind kindisch, bisweilen unwürdig; aber ach! es ist die Geschichte meines Herzens, die ich jetzt erzähle. Noch ein anderer Grund veranlaßte mich, ungeachtet meines Widerwillens zum Thee der Mademoiselle Juliette mich zu begeben. „Es ist sehr möglich," hatte mir auch der Doctor Clement gesagt, „daß der Graf Duriveau, um seinen Plänen zu dienen, unter der Dienerschaft der Prinzessin eine ihm ergebene Creatur besitzt."

Ich wußte noch nicht, bis zu welchem Grade diese Besorgniß gegründet seyn konnte; da ich meine neuen Kameraden nur Morgens bei dem Frühstücke und Abends bei dem Diner gesehen hatte, einem ziemlich kurzen Mahle, und wobei ich als neuer Ankömmling durch meine Anwesenheit, nothwendigerweise das Vertrauen und die sonst gewöhnliche Freimüthigkeit verbannen mußte, war ich nicht im Stande, etwas zu bemerken. Die belebtere, vertraulichere Zusammenkunft Abends, mochte vielleicht meine

Bemerkungen erleichtern; übrigens schienen, auf den ersten Anblick, meine Dienstbarkeitsgenossen dem Verdachte zu trotzen: Mademoiselle Juliette und eine andere mit der Weißzeugkammer beauftragte Zofe der Prinzessin, Beide ziemlich jung, und von denen die Eine, Mademoiselle Juliette, sehr häßlich war, schienen ehrliche und harmlose Wesen; der Kammerdiener des Prinzen, ein alter Diener schon seit dessen Geburt, schien mir nicht zum mindesten Mißtrauen Anlaß zu geben, und der Haushofmeister, ein ernster, ängstlicher Mann, fortwährend von der Wichtigkeit seiner Verrichtungen in Anspruch genommen. Was unsern Küchenmeister betrifft, (vom Küchenjungen und Küchenmädchen spreche ich nur der Erinnerung wegen), hätte es eines wohl gewarnten Blickes bedurft, um einen finsteren Ränkeschmid unter seiner gutherzigen, blassen und aufgedunsenen Maske zu suchen. Unter den Dienstleuten im Hause, wohnten nur die Personen, von denen ich so eben sprach, dem Thee bei, denn es war eine Art von Scheidelinie zwischen ihnen gezogen: völlig für das Innere bestimmte Diener, und Lackeien, Livrée- oder Stalldiener, die nicht in der Vertraulichkeit des häuslichen Herdes lebten.

Als ich in das Zimmer der Mademoiselle Juliette trat, waren meine Gefährten und die meisten Eingeladenen bereits versammelt. Ich erinnerte mich in diesem Momente der Mittheilungen, mit denen das Gespräch mehrerer, um die Freitreppe des Museums herum versammelten Lackeien so verschwenderisch gewesen war; ich sollte in dieser Abendgesellschaft häusliche Geheimnisse von einer ganz andern Wichtigkeit verrathen hören, als jene, die

ich bereits erlauerte, und das Leben von vielen hochgestellten Personen, aus dem Gesichtspunkte vertraulicher Anschauung, mir den seltsamsten Anblick darbieten.

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Die Theegesellschaft.

Ich wurde von der Gesellschaft der Mademoiselle Juliette mit großem Wohlwollen aufgenommen; diese stellte mich ihren Gästen vor, indem sie zu ihnen sagte: „Dieß ist Herr Martin, unser neuer Kammerdiener."

Mademoiselle Juliette bezeichnete mir dann die Personen in dem Maße, als sie mich nannte, und fügte bei: „Mademoiselle Isabeau bei Madame Wilson."

„Ich habe bereits das Vergnügen gehabt, Mademoiselle diesen Morgen zu sehen," versetzte ich mit einer Verbeugung.

„Madame Lambert bei der Frau Marquise von Hervieux," fuhr Mademoiselle Juliette fort, indem sie mich auf eine junge Frau mit einem sehr angenehmen Gesichte aufmerksam machte, welche in bloßen Haaren aufgesetzt und mit Geschmack angezogen war. Ich erinnerte mich, daß bei dem Diener der Prinz seiner Frau ankündigte, daß er mit dem Marquis von Hervieux auf die Jagd gehe. Herr von Hervieux war der Gatte jener jungen und reizenden Frau, die ich auf der Freitreppe des Museums den niedrig-komischen Späßen der Diener so peinlich ausgesetzt gesehen hatte. Mademoiselle Ju-

liette schloß ihr weibliches Namensverzeichniß, indem sie lächelnd zu mir sagte: „Mademoiselle Astarté bei der Frau Justizministerin.“

Ich grüßte Mademoiselle Astarté, deren Name so anspruchvoll war; *) die Physiognomie dieses Mädchens schien mir impertinent und spöttisch. Astarté zählte ungefähr sechsunddreißig Jahre. Sie mußte merkwürdig hübsch gewesen seyn; ihre Haare waren schön und sehr schwarz; ihre Zähne charmant, ihre Taille von ausgezeichneter Eleganz; die vornehmste Dame wäre nicht geschmackvoller und einfacher angezogen gewesen. Sie trug auf ihren in Scheiteln geglätteten Haaren ein reizendes Abendhäubchen von Tüll mit träubchenförmigen kirschrothen Blumen; ihr bis zum Halse reichendes Kleid von schwarzem Sammet, und ihr bogenförmig gekrümmter Fuß, mit schwarzem Atlaß beschuht, erinnerte mich an jenen der Prinzessin.

„Wir erwarteten Madame Gabrielle, die Haushälterin des Grafen Duriveau,“ sagte Mademoiselle Juliette zu mir, „aber ihr Herr ist ein so abscheulicher Tyrann, daß man nie weiß, wie man mit ihm daran ist.“

Bei diesen Worten wünschte ich mir doppelt Glück, dieser Abendgesellschaft beizuwohnen. Das männliche Personal dieser Gesellschaft war minder zahlreich; es beschränkte sich auf zwei von meinen Collegen; Mademoiselle Juliette stellte sie mir mit folgenden Worten vor: „Herr Benard, Vertrauter des Herrn Lebouffi, des berühmten Deputirten; Herr Charles genannt Leporello,

*) Astarté, eine Göttin der Syrer, soll die vierte Venus seyn, nach Cicero. D. Ueb.

Kammerdiener des Herrn Barons von Saint-Maurice, des Löwen der Löwen, genannt Don Juan.

Zwischen dem Aeußern, dem Anzuge, dem Gesichte dieser beiden Diener, war der nämliche Unterschied, der zwischen ihren Herren bestehen mochte. Der Vertraute des Herrn Leboussi, des berühmten Deputirten, war ein großer Mann, schwarz gekleidet, ernst, geschraubt, selbstzufrieden, mit grauen und spärlichen Haaren. Er erwiederte mir meinen Gruß mit einem ganz parlamentarischen Eigendünkel. Leporello, (ein Beiname, der mir bewies, daß das Vorzimmer mit der Litteratur nicht ganz unbekannt war), weit entfernt übrigens, dem Vorbilde von Don Juan's zitterndem Diener zu gleichen, war ein junger und hübscher Mensch mit munterem, kecken Gesichte, mit gewandter Haltung und cavaliermäßigen Manieren; er trug ein sehr elegantes Kleid, das ohne Zweifel seinem Herrn gehört hatte; er schien mir der Liebling dieser Damen, und der Mademoiselle Astarté, der Königin der Abendgesellschaft, sehr angelegentlich den Hof zu machen.

„Wir erwarteten wohl auch den schönen Födor," sagte Mademoiselle Juliette nach dieser Vorstellung in gehöriger Form, „aber man darf eben so wenig auf ihn rechnen, als auf Madame Gabrielle, die Haushälterin des Grafen Duriveau.

„Ist denn sein Herr," sagte ich zu Julietten, indem ich den Lästerton unserer Versammlung anzunehmen suchte, „auch ein Tyrann, wie der Graf Duriveau?"

Meine Frage wurde mit einem allgemeinen lauten Gelächter aufgenommen. Da der Vertraute des Depu-

tirten mich ein wenig ausser Fassung sah, kam er mir dienstfertig zu Hülfe, und äußerte mit einer wichtgen Miene: „Da unser ehrenwerther College ohne Zweifel nicht weiß, wer die Person ist, welche der schöne Födor bedient, so ist seine Frage ganz natürlich."

„Es ist wahr, es ist wahr," erwiederten mehrere Stimmen.

„Mein Lieber," sagte Leporello mit ungezwungener Miene zu mir, „der schöne Födor hat keinen Herrn, sondern eine Frau . . . welche die seinige ist . . . Verstehen Sie?"

„Ah! Leporello! Leporello!" riefen mehrere Stimmen mit einem Tone des Vorwurfes, „Sie Lästerjunge!"

„So etwas gerade zu dem Herrn Martin zu sagen..."

„Sehen Sie, Sie bringen ihn in Verwirrung."

In der That hatte ich, durch eine dumme Vergleichung, unwillkürlich an Regina gedacht, die Röthe überflog meine Stirne, und ungeachtet meiner Anstrengungen, um Leporello mit einer zuversichtlichen Stimme zu antworten, stammelte ich: „Wirklich . . . ich . . . ich begreife nicht gut."

„Die Sache verhält sich so, mein Lieber," entgegnete Leporello mit insolenter Zuversicht, „der schöne Födor ist in den Diensten der Frau Marquise Corbinelli; er mißt fünf Fuß sieben Zolle . . . er zählt fünfundzwanzig Jahre; er blüht, wie eine Rose und hat einen prächtigen, eben so schwarzen Backenbart, wie Astartens Haare. Nun machen Sie sich eine Vorstellung von dem Aussehen dieser alten italienischen Marquise von fünfzig Jahren, welche unter Tags Diamanten trägt, Schminke wie im

Carneval, eine gescheitelte braune Perrücke, und Sie werden begreifen, mein Lieber, warum ich sage, daß die Frau des schönen Födor ... die seinige ist. Ah! wahrhaftig? Sie verwundern sich darüber?"

„Meiner Treue, ja, ich verwundere mich darüber," versetzte ich, meine Verwirrung bewältigend, „und es däucht mir, daß Jedermann sich darüber sehr verwundern muß! Nicht wahr, meine Damen?" fügte ich in der Hoffnung bei, das Gespräch allgemein zu machen, und der Aufmerksamkeit zu entgehen, deren Gegenstand ich war.

„Sich verwundern? Darüber darf man sich eben nicht so sehr verwundern," versetzte Astarté; „es ist vielleicht nicht so häufig der Fall, als Herren zu sehen, die uns Kammermädchen ihrer Legitimen zu Geliebten haben, aber es trifft sich und ohne weiter zu gehen, will ich bloß aus der Zeit, da ich bei der Frau Herzogin von Rullecourt war, der famosen Geschichte der Baronin von Surville mit dem großen Laforêt, dem Piqueur ihres Mannes, erwähnen; allein man muß auch sagen, daß die Baronin die Jagd sehr liebte."

„Uebrigens," äußerte der alte Louis, Kammerdiener des Prinzen von Montbar, „hab' ich mir von meinem Vater sagen lassen, der im Hause von Soubise erzogen wurde, daß unter der alten Regierung viele Hofdamen frisirende Kammerdiener hatten, und daß die lockeren Bursche ... doch es genügt."

„Unter der alten Regierung, das glaub' ich wohl," äußerte der Vertraute des Deputirten, seine Wangen aufblasend, „da gab's keine Sitten, das war die Zeit

des Herrenrechtes, des Ochsenparkes und des Hirschauges ... nein ... des Hirschparkes,*) des Ochsenauges**) und der rothen Schuhabsätze."

„Gut," sagte Leporello lachend, „der alte Benard bricht los, wie sein Herr."

„Was dieß betrifft," bemerkte Benard, „meine schöne Astarté, so können Sie die Frau Ihres Ministers in Kenntniß setzen, daß ihr Gemahl sich morgen ja fest zu halten habe."

„Wie so?"

„Der Herr hat heute länger als zwei Stunden im Toilettecabinete der Madame vor ihrem Ankleidespiegel perorirt und gestikulirt."

„Ah! das ist eine förmliche Posse!" sagte Astarté.

„Eine wahre Comödie," entgegnete der Vertraute des politischen Mannes. „Um den Rednerstuhl darzustellen, hatte er die Badwanne der Madame nach der Quere gezogen, und auf den Deckel getappset, indem er wie blödsinnig vor dem Spiegel die Arme weit ausstreckte, niederschmetternde Blicke, die Faust weisend, sich selbst zuwarf, kurz sich geberdete, wie wenn er sich als den Geringsten der Geringen behandeln wollte."

„Er wiederholte also sein Possenspiel?" fragte Astarté, „die Scene, die er morgen unserem Minister auftischen soll?"

---

*) Der Name eines Platzes im Parke zu Versailles, unter Ludwig XIII. zu den königlichen Jagden bestimmt; Ludwig XV. legte darin eine Art von Harem an, welcher aus sehr jungen Personen bestand, deren Kinder ausgesteuert wurden. D. Ueb.

**) Benennung der runden Fenster. D. Ueb.

„Allerdings," antwortete Bernard, „um so mehr, da er mit seinem Rednerstuhlorgane sprach, wie er sagt, er wiederholte öfter als zwanzigmal, und zuletzt war's sogar nicht mehr auszuhalten, denn ich hörte ihn vom Vorzimmer aus: „Von einer plötzlichen Gemüthsbewegung beherrscht, eile ich auf diesen Rednerstuhl . . . Frankreich ist da . . . ich will, daß es mich höre . . ." Es scheint, daß er besonders die Worte: Plötzliche Gemüthsbewegung, der Natur nicht entreißen konnte. Zuletzt hat er sie gezogen . . ."

„Auf meine Ehre," äußerte Leporello, „dieß wäre das Eintrittsgeld werth."

„Und als er sagte: Frankreich ist da! machte er eine gewaltige Geberde, indem er auf die Garderobethüre der Madame wies," fügte der Vertraute des Politikers bei, die durch diese Erzählung veranlaßte Heiterkeit theilend.

„Und da will man sagen," äußerte Astarté laut lachend, „daß Ihr Herr so für nichts arbeite, für das Lächerliche, dieß sey Alles. Er ist nicht wie Andere, denn ich hörte meinen Minister sagen, daß man für tausend Thaler jährlich sehr gute Deputirte finde, die noch dazu nicht gar übel sprechen . . ."

„Machst du Deiner Ministerin noch immer das Leben sauer?" fragte Mademoiselle Juliette Astarté.

„Ei, das glaub' ich; so zum Beispiele wollte sie heute Abend erst um zehn Uhr ausfahren, um sich auf den Ball des Ministers des Innern zu begeben. Ah' ja wohl; ich wollte um acht Uhr da seyn, und sagte zu ihr, daß ich ausgehen müsse, und brachte sie dahin, von der Tafel weg sich anzukleiden, und schneller, als

man glaubt. Sie war zum zerplatzen, denn sie ißt wie ein Währwolf. Und jetzt wartet sie, geputzt wie ein Reliquienkästchen, vor ihrer Pendeluhr auf die Stunde der Wallfahrt. Und welche Toilette! Welch ein Kleiderkram! wie überladen mit Flitterputz!"

„Sie besitzen also einen Talisman, Mademoiselle," sagte ich zu Astarté, „um so aus Ihrer Gebieterin zu machen, was Sie wollen?"

„Ihr Talisman," äußerte Juliette lachend, „besteht darin, daß sie fünfzehn Jahre lang erste Kammerfrau der Frau Herzogin von Rullecourt war, der zur Zeit der Restauration am meisten in der Mode gewesenen Schönheit, und daß Madame Poliveau . . . dieß ist der Name von Astarténs M i n i s t e r i n . . . so stolz darauf ist, sich so geehrt fühlt, eine erste Kammerfrau der Herzogin in ihrem Dienste zu haben, daß Astarté in diesem Hause Alles thut, was sie will, wo man sich überglücklich schätzt, sie zu besitzen."

„Ah! jetzt begreif' ich," sagte ich zu Astarté.

„Dieß ist mein ganzes Geheimniß," antwortete sie mir. „Aber diese Leute sind so spießbürgerlich, so dumm, so heruntergesetzt! Es ist mit ihnen nichts anzufangen. Uebrigens ist's sehr drollig: wenn eine Collegin meiner Ministerin kommt, um sie zu besuchen, zum Beispiele Madame Galimard, die Handelsministerin, oder die Frau Ministerin des Innern, deren Großvater von mütterlicher Seite Portier war, schellt mir meine Gebieterin unter dem Vorwande mir einen Befehl zu geben, und sagt dann halblaut zu ihren Colleginnen, sich brüstend: „D i e ß i s t m e i n e K a m m e r f r a u ; s i e w a r f ü n f z e h n

Jahre lang bei der berühmten Herzogin von Rullecourt," und meine Ministerin bläht sich auf, während die Andern sich wüthend ärgern."

„O! so geht es!" rief Leporello, in ein schallendes Gelächter ausbrechend. „Ich kenne einen schwachköpfigen Herrn, der immer seinen Kutscher zuerst grüßt, weil dieser Engländer bei dem berühmten Lord Chesterfield gedient hat."

„Eine andere Comödie," fuhr Astarté fort. „Vom Morgen bis zum Abend frägt mich meine Gebieterin: „Meine liebe Kleine," („sie ist familiär," sagte Astarté nach Art eines Zwischensatzes mit einer unglaublichen Insolenz) „wie kleidete sich die Frau Herzogin? wie war der Kopfputz der Frau Herzogin? was für Weißzeug trug die Frau Herzogin?" Ich glaube, Gott verzeih mir's! daß sie mich einst fragen wird, wie die Frau Herzogin . . ."

Ein allgemeines lautes Gelächter unterbrach gerade recht Astarténs Eifer, welche fortfuhr: „Und der Minister erst! Das ist das nämliche Lied nach einer andern Melodie. Da dieser Spießbürger ein eben so eitler, als der Lebensart unkundiger Mensch ist, fragt er mich immer: „Meine Gute (geh, Krämerseele!!) meine Gute, machte man dieß so bei dem Herrn Herzoge? Meine Gute, wie kleidete sich der Herr Herzog Abends? Meine Gute, wie servirte man bei der Tafel bei dem Herrn Herzoge?"

„Sie sagen uns nicht Alles, schöne Astarté," bemerkte galant der Vertraute des politischen Mannes. „Ich bin überzeugt, daß Ihr Minister zu Ihnen sagte:

„Meine Gute, machte Ihnen der Herr Herzog nicht den Hof?"

„Daran ist nicht zu zweifeln," erwiederte Astarté; „eines Tages wollte er schäkern, und sagte zu mir: „Meine Gute, ich bin überzeugt, daß der Herr Herzog Sie charmant fand, und daß er es Ihnen bewies."

„Nein, mein Herr," antwortete ich diesem dicken Manne, „denn um es zu beweisen, hätte der Herr Herzog damit begonnen, mir eine Wohnung zu möbliren, und etwa hunderttausend Francs zur Einrichtung zu geben. Hierauf blieb der Minister stille, sagte hum! hum! und machte sich davon; dennoch wäre es drollig gewesen, die Erziehung eines Justizministers zu übernehmen, und ihn die schönen Manieren zu lehren; aber er ist so häßlich, so schmutzig, so geizig, daß ich ihm drohte, Alles seiner Frau zu sagen, wenn er von seinem Verlangen nicht abstehe, und selbst wenn er davon abstehe. Daher mache ich, in Folge meiner Tugend, mit dem Hauswesen, was ich will; ich verleihe Bureaudiener- und Huissiersplätze, als ob es sie regnete. Wer will einen?"

„Meiner Treue! so etwas ist gelegentlich für einen Vertrauten nicht auszuschlagen," äußerte Leporello.

Ich hatte auch eine Freundin, welche bei einer Frau diente, deren Mann Unterchef in unsern Bureaux war; ich bemerkte, daß er durch eine schreiende Ungerechtigkeit zum Chef ernannt wurde... Und es geschah!"

„Ich nehme Deine Protektion für den Bruder einer von meinen Freundinnen in Anspruch," sagte die Kammerfrau der Marquise von Hervieux. „Ich werde mit Dir noch davon sprechen, Astarté."

„Du brauchst nur zu verlangen, ich werde zu meinem Minister nur zu sagen brauchen: „Der Herr Herzog, welcher Kammerherr Karls X. war, hätte irgend Einem seines Hauses nie eine Gefälligkeit abgeschlagen. Ich sage Ihnen, daß es nichts Hochmüthigeres giebt, als diese Emporkömmlinge.“

„Wenn ich nun denke,“ bemerkte unser Haushofmeister, „daß ich einen Vetter hatte, einen braven und würdigen Jungen, Handlungscommis, der vor der Julirevolution bei einer geheimen Gesellschaft war, wo man auf Dolche Haß den Königen, den Adeligen und den Priestern schwur, und daß er Ihren Minister, Astarté, damals Herr Poliveau kurzweg, wie einen Wüthenden Haß den Königen, den Adeligen und den Priestern, hundertmal schwören und wieder schwören sah!“

„Deßhalb also,“ entgegnete Astarté, „kriecht er auf flachem Bauche vor dem geringsten Schwarzrocke, und sagte noch gestern, die Augen verdrehend, zu mir: „Meine Gute, der Herr Herzog ging alle Sonntage in die Messe, nicht wahr?“

„Ja, mein Herr, er ging in die Messe, aber er spendete jährlich 25,000 Francs Almosen auf seinen Landgütern.“ „Hierauf murmelte der schmutzige Spießbürger wieder hum! hum! und zog seinen dicken Kopf in seine runden Schultern zurück, wie eine einäugige Schnecke in ihr Gehäuse.“

Dieses Gespräch wurde durch die Ankunft unsers Koches unterbrochen: diese Person hielt einen herrischen Einzug, von seinem Küchengehülfen gefolgt, der auf einer Platte fünf oder sechs Teller mit kleinen Kuchen

trug, die so eben aus dem Backofen kamen. Die Versammlung nahm diese Küchengalanterie mit ausgezeichneter Gunst auf. Die Kuchen wurden auf einen Tisch neben ein Theegeschirr von sehr hübschem englischen Porcellan gestellt; der Küchengehülfe entfernte sich, den Gesetzen der Hierarchie gemäß, einen lüsternen Blick auf die Kuchen und die von Mademoiselle Juliette eingeladenen weiblichen Gäste werfend.

„Ich bitte um Vergebung, meine Herren und Damen," sagte der Koch, „daß ich in Uniform erscheine," und er wies sein weißes Leibchen und seine baumwollene Mütze; er sey, sagte er, dieser traditionellen und classischen Mütze treu geblieben, und verachte die Faltenmütze von weißem, sehr leichten und broschirten Perkal der Neuerer, der Romantiker. „Sie werden also die Uniform eines Soldaten entschuldigen, der aus dem Feuer kommt," fügte er bei.

„Dieß ist Ihre beste Entschuldigung, Herr Chef," erwiederte Astarté artig, indem sie auf die kleinen, zierlich auf den Tellern geordneten Kuchen deutete.

„Ich glaube wirklich, daß die Damen meine Entschuldigung kosten werden," entgegnete rasch der Koch; „ich empfehle Ihnen ohne Eitelkeit diese mit Erdbeeren gespickten Rahmbergères; das ist ein Frühgericht. Der große Carême, unter dessen Befehlen ich bei dem Congresse in Wien zu dienen die Ehre hatte, weihte sie auf der Tafel Seiner Excellenz des Herrn Botschafters von Frankreich ein ... und zwar am Vortage jenes verhängnißvollen Mittagsmahles ..."

„Nun, Chef, in Rücksicht des Herrn Martin, der

die Geschichte nicht kennt," äußerte Juliette lachend, „werden wir sie noch einmal hören."

„Welche Geschichte?" fragte Leporello.

„Es sind ihrer zwei, die sie nicht kennen," bemerkte Astarté lachend; „nun, Herr Chef, rücken Sie heraus damit."

„Ich meines Theils wünsche recht sehr, diese Erzählung zu hören," sagte ich zu ihm.

„Wenn ich so oft auf diese Geschichte zurückkomme," versetzte der Koch mit einem sehr gerührten Tone, „so geschieht es, um immer, um unaufhörlich gegen eine Niederträchtigkeit, gegen einen Verrath zu protestiren, dessen ich einen französischen Koch durchaus unfähig halte."

„Teufel, das klingt ernst," sagte Leporello.

„Es galt unsere Ehre, mein Herr!" rief der umständliche Koch aus, welcher übrigens seine Leute vollkommen kannte; „hören Sie in wenigen Worten den Fall. Wir waren in Wien; ich hatte die Ehre, unter den Befehlen des großen Carême bei dem Herrn Botschafter von Frankreich zu dienen; die Herren Mitglieder des diplomatischen Corps dinirten abwechselnd beieinander; sie hatten die Güte, dieß: in Frankreich, in England, in Rußland, 2c. 2c. diniren zu heißen, und Sie begreifen, welch' ein Wetteifer zwischen den Herren Küchenchefs bestand. Am Vortage der Unterzeichnung der Verträge dinirte man bei dem Herrn Fürsten von Metternich: dieß war folglich die Sitzung, das heißt: das wichtigste Diner des Congresses ... so wichtig, daß der Herr Fürst von Metternich den Küchenzettel eigenhändig zu corrigiren, und unten beizufügen geruht hatte: „dieses

Diner ist wie ein Diner für gekrönte Häupter zu behandeln.“ Ich sah die eigenhändige Schrift; ich besitze eine Abschrift davon unter meinen Papieren.“

„Dieß wird sehr interessant,“ sagte ich zum Koche, „man sollte meinen, es handle sich um eine Staatsangelegenheit.“

„Es handelte sich um eine europäische Angelegenheit, mein Herr!“ rief der diplomatische Koch aus, „und Sie werden sehen, warum; bisher hatte, wie ich Ihnen sagte, eine schreckliche Rivalität zwischen den Herren Küchenchefs der Herren Botschafter geherrscht, aber eine loyale Rivalität. Leider nahm diese Loyalität ein Ende; am Tage dieses feierlichen Mittagsmahles bestiecht ein Niederträchtiger, ein Infamer, anstatt mit offenem Visir ... oder vielmehr mit offenem Ofen, zu kämpfen, einen von den Gehülfen des Küchenchefs des Herrn Fürsten von Metternich durch Gold ... ich weiß nicht was für ein abscheuliches Ding unter die meisten Gerichte dieses königlichen, mit so viel Liebe, mit so viel Ehrfurcht vom Küchenchef des Fürsten behandelten Mittagsmahles gemischt wurde, und...“

„O! O! ich errathe die Sache,“ erwiederte Leporello lachend.

„Man war noch nicht bei dem Dessert,“ rief der Koch in seiner hochherzigen Entrüstung gegen ein so nichtswürdiges Verfahren aus, „als bereits mehrere von den Herren Mitgliedern des diplomatischen Corps, von ernsten Ungemächlichkeiten befallen, die Tafel zu verlassen genöthiget wurden. Einige leichte Unpäßlichkeiten folgten nach, die Unterzeichnung der Verträge ward mehrere Tage

hinausgerückt, und Gott weiß die Intriguen, die sich während dieser drei Tage kreuzten!" fügte der Koch mit einem geheimnißvollen und diplomatischen Tone hinzu.

„So viel ist richtig, daß dieß die Diplomatie ein wenig drollig betreiben hieß," sagte Leporello.

„Das Schlimmste an der Geschichte," äußerte traurig der Koch, „ist: daß, da der Verüber dieser Niederträchtigkeit nie bekannt wurde, der Verdacht abwechselnd auf England, auf Rußland, auf Frankreich fiel!! Auf Frankreich ... o! niemals, ich protestire, ich werde immer protestiren, wenn ich mir erlauben möchte, Jemand zu beschuldigen, so würde ich Preußen beschuldigen, denn sein Küchenchef war ein unglücklicher Topfwühler, kaum würdig, für einen Ihrer Minister, Mademoiselle Astarté, gute Küche zu halten, dieß ist der wahre Ausdruck."

„Ich glaub's wohl, ein Ministerdiner, damit ist Alles gesagt," entgegnete Astarté.

„Einen ausgenommen," fuhr der Koch fort, „denn man muß gerecht seyn. Seine Excellenz, der Herr Graf M*** war der einzige Minister, als er die Ehre hatte, die auswärtigen Angelegenheiten zu dirigiren, bei dem man ein Diner zu fünfzig Couverts, gebührend warm und auserlesen, fand; aber dieß ist begreiflich; der Herr Graf M*** ist ein vornehmer Herr, der die guten Traditionen bewahrt hat. Uebrigens sind, nach den Ministerdiners, das Gräulichste, was ich sah, die Familiendiners eines colossal-reichen Amerikaners, zu dem ich auf drei Monate mich verirrte... Hammelkeule mit Bohnen, Rindfleisch mit Kohl, Fladen mit Kartoffeln,

dieß war der tägliche Küchenzettel ... aber sechsmal monatlich gab es Diners ... o! Diners, des großen Carême würdig ... freilich verkaufte man am andern Tage das übrig Gebliebene an die Restaurateurs von mittlerer Gattung... Diese Extreme paßten nicht zu meiner Manier, zu arbeiten, und ich bin fort. Es giebt übrigens viele solche Häuser," fügte der Koch philosophisch bei, „Alles für den Schein, nichts für das Seyn..."

„Es verhält sich wie mit vielen von unsern Modeherren," sagte Leporello, — „ich sage Modeherren," fügte er mit Eigendünkel bei, „weil nur mehr die Frauen von Notarien oder Ministern ... Löwen sagen; diese lockern Bursche schulden der Weißzeughändlerin hundert Francs, und dem Schneider zweitausend, ich sage dieß nicht wegen meines Gebieters, denn nach dem Herrn Marschalle S*** ist mein Gebieter der größte Weißzeugmann, den es giebt; eben recht, daß ich von meinem Gebieter spreche, muß ich Ihnen sagen, da ich ihm heute früh geradezu das Leben rettete; denn ohne mich schlug er sich morgen auf Leben und Tod mit Herrn von Blinval, und wurde eben so gewiß getödtet, als Sie die schönsten Haare von der Welt haben, Astarté."

„Ah! mein Gott! erzählen Sie uns dieß doch, Leporello," sagte Juliette.

„Ah! aber es bleibt wohl unter uns, wie immer?" versetzte Leporello vor dem Beginne seiner Erzählung, und indem er sich ganz breit vor den Kamin hinpflanzte, die beiden Daumen in die Aermelausschnitte eines geflammten Gilet steckend, „es bleibt völlig unter uns?"

„Parbleu!" wurde ihm einstimmig geantwortet.

„Mein Gebieter," fuhr Leporello fort, „ist, wie Sie wissen, der Geliebte der Damen von Beaupréau und von Blinval, aber häufiger der Frau von Blinval..."

„So, der Frau von Beaupréau auch?" fragte die Kammerfrau der Marquise von Hervieux, „das ist also neue Frucht?"

„Vom 17. November Nachmittags," antwortete Leporello. „Ich war am Morgen dieses Tages beschäftiget, in einer zweiten kleinen Wohnung Feuer zu machen, die mein Gebieter wegen Vermehrung seiner Kundschaft zu miethen genöthiget war; doch um wieder auf Herrn von Blinval zurückzukommen, bemerke ich, daß er nothwendigerweise der vertraute Freund meines Gebieters ist, weil mein Gebieter der Geliebte seiner Frau ist."

„Dieß ist bei uns nicht der Fall," sagte die Kammerfrau der Marquise von Hervieux, jener reizenden jungen blonden Frau, die ich auf der Freitreppe des Museums bemerkt hatte, „der Herr Marquis kann den Herrn von Bellerive nicht leiden."

„Da eben von Deiner Gebieterin die Rede ist," sagte Juliette zu ihrer Gefährtin, „erinnere mich, wenn Leporello seine Geschichte beendiget haben wird, Dir etwas zu sagen, was ihm Vergnügen machen wird..."

„Gut, fahren Sie fort, Leporello."

„Diesen Morgen also hatte ich die Wohnung meines Gebieters verlassen, um im Stalle etwas anzuordnen; der Zimmerbohner war während meiner Abwesenheit oben geblieben. Herr von Blinval kommt, man öffnet ihm, und er geht zu meinem Gebieter hinein; ich kehre zurück, der Dummkopf von einem Zimmerbohner sagt

mir nichts, und nach Verlauf von zehn Minuten erscheint ein Commissionär mit einem Briefe der Frau von Blinval. „Es hat sehr Eile," sagt der Commissionär zu mir, „man erwartet sogleich eine Antwort." Ich vermuthe nicht im mindesten von der Welt, daß Herr von Blinval da sey, ich trete mit dem Briefe ein, und sehe den Gemahl ruhig seine Cigarre rauchend bei meinem Gebieter, und sich bucklig lachend."

„Ah! mein Gott!"

„Wie haben Sie sich da aus dem Handel geholfen, Leporello?" fragten die Frauenzimmer theilnehmend.

„Nicht so gar übel," antwortete Leporello selbstgefällig, „nicht so gar übel ... da mein Gebieter mich mit dem Briefe auf meiner Platte eintreten sieht, streckt er die Hand aus, um ihn zu nehmen, indem er zu mir sagt: „„Von wem ist dieser Brief?"" Der Gemahl stand so nahe, daß er nothwendigerweise die Schrift erkennen mußte, eine sehr kennbare Schrift, so lange Grundstriche ..."

„So enden Sie doch, Leporello; wie Sie uns schmachten lassen! ich bin ganz gespannt," sagte Juliette.

„Einen falschen Namen angeben, half mir nichts," versetzte Leporello, „die Teufelsschrift war jedenfalls da."

„So enden Sie doch um's Himmels willen."

„Indem ich dann die Platte aus der Griffweite meines Gebieters zurückziehe, und folglich aus der Gesichtsweite des Gemahles, sage ich lachend zu meinem Gebieter: „Ich kann diesen Brief dem Herrn Barone in Gegenwart des Herrn Vicomte nicht geben?"

„Warum?" fragte mich mein Gebieter ganz dumm.

„Weil der Herr Vicomte die Schrift dieses Briefes kennt,“ antwortete ich lächelnd.

„Sehen Sie diesen Schlingel Leporello? Welche Frontin-Zuversicht!“ äußerte der Gemahl laut lachend, während mein Gebieter, durch einen Blick von mir verständiget, aufsteht, den Brief nimmt, und ihn in seine Tasche steckt, nachdem er ihn flüchtig durchlesen hatte.

„Bravo, Leporello!“ wurde einstimmig gerufen.

„Während mein Gebieter las,“ fuhr er fort, „sagte der Gemahl, die Nase emporstreckend, und sich die Beine vor dem Feuer reibend. „Also . . . ich kenne die Schrift? Von wem zum Teufel kann sie seyn?“ Plötzlich ruft er aus: „Ich wette, daß es ein Brief von Fistine ist?“

„Fistine ist eine junge Opernchoristin, ein kleiner loser Schelm, und ein wenig die Geliebte von allen diesen Herren aus dem Club.

„Du erräthest Alles, Blinval! Man kann Dir nichts verhehlen,“ erwiederte mein armer Gebieter, dessen Stirne mit Schweißtropfen bedeckt war.

„Wohlan,“ fügte Leporello bei, „gestehen Sie, daß ohne meine Zuversicht, und ich es darf es sagen ohne meine Intelligenz, ein sauberes Unglück passirt wäre; denn Herr von Blinval ist muthig wie ein Löwe; er schießt mit der Pistole wie ein Gott, und morgen war mein Gebieter todt, wenn der Gemahl diesen Brief sah, und dennoch sagt man von uns: Diese Canaillen von Domestiken!“

„Dieß erinnert mich an einen bewundernswürdigen Zug von Kaltblütigkeit des letzten Liebhabers der Herzogin von Rullecourt,“ sagte Astarté, „und Sie werden

gelegentlich das Recept Ihrem Gebieter geben können, Leporello. Dieser Liebhaber empfängt einen Brief von der Herzogin unter durchaus gleichen Umständen, nur hatte er keinen intelligenten Leporello zur Bedienung. Der Schafskopf von Kammerdiener bringt also den Brief der Herzogin. „Wie," sagte der Herzog zum Liebhaber, „ein Brief von meiner Frau? Sie schreibt Dir also?" Der Liebhaber antwortet nichts, liest den Brief mit herrlicher Kaltblütigkeit, und erwiedert dann dem Herzoge: „Der Teufel hole Deine Frau!"

„Wie so?"

„Da, Du wirst die Commission besorgen."

„Und der Liebhaber nimmt auf dem Kamine zwei Louisd'or, die er dem Gemahle giebt.

„Wozu diese zwei Louisd'or?" fragte dieser.

„Pardieu, zu einer von jenen unerträglichen Sammlungen, mit denen alle Wohlthätigkeitsvereinsdamen uns verfolgen, und Deine Frau hat mich nicht verfehlt." „Also sprechend, wirft der Liebhaber den Brief in's Feuer . . . .

„Bravo! . . ." „Das ist sehr stark," sagten mehrere Stimmen.

Je vertrauter ich mit den Verhältnissen meines Standes wurde, desto mehr würdigte ich die Richtigkeit der Bemerkung Leporello's. Offenbar besassen die meisten Gäste der Mademoiselle Juliette für die Ruhe und Ehre vieler Familien schreckliche Geheimnisse. Dieser Gedanke wurde fast alsogleich durch Madame Lambert, Kammerfrau der Marquise von Hervieux, gerechtfertiget. „Leporello hat sehr recht," sagte sie; „in den meisten Fällen behandeln

uns die Herren schlecht, und doch hinge es gar oft nur von uns ab, den Feuerbrand ich weiß nicht in wie viele Familien zu schleudern, Scheidungen, Prozesse, Duelle auf Leben und Tod zu veranlassen . . ."

„Das ist allerdings wahr," sagten mehrere Stimmen.

„Ich, zum Beispiel," äußerte Madame Lambert, „kenne Jemand, der eine von den zur Zeit vornehmsten Personen, ... es ist so, wie ich Ihnen sage ... und auch die Frau derselben, welche den ganzen Tag in den Kirchen steckt, und die große Dame spielt, vor das Criminalgericht, und sogar, glaub' ich, auf die Galeeren bringen könnte."

„Ah bah!" riefen mehrere Stimmen erstaunt.

„Und überdieß," fuhr Madame Lambert fort, „das Hauswesen gänzlich zu Grunde richten, das noch geiziger als heuchlerisch ist, und mehr als dreimalhunderttausend Livres Renten bezieht."

„Wie so?"

„Damit das Hauswesen, von dem ich spreche, einen unermeßlich reichen Onkel beerben konnte, mußte die Frau ein Kind bekommen. Da sie sah, daß es ihr nicht gelinge, schwanger zu werden, verabredete sie zuerst mit ihrem Manne, eine Schwangerschaft vorzugeben. Meine Gebieterin mußte wohl, denn ich spreche eigentlich von mir, mich, ihre Kammerfrau, in das Vertrauen ziehen. Ich gab mir Mühe, eine schwangere Frau zu finden, ich wies ihr eine Wohnung in einem isolirten Hause an. Dieß geschah auf dem Lande; meine Gebieterin schützte Geburtswehen vor, sobald die andere Frau auf dem Punkte stand, entbunden zu werden, und ich nahm

das Kind in Empfang, einen schönen Knaben, meiner Treue... Ich brachte das Kind in einer Hutschachtel, und als eine dumme Landhebamme, die man absichtlich zu spät holen ließ, kam, fand sie ein dickes Püppchen, das jämmerlich schrie, um an der Amme zu saugen, welche man sich verschafft hatte."

„Das sind Galgenvögel!" sagte Leporello.

„Nun denn," fuhr Madame Lambert fort, „Sie mögen mir glauben, wenn Sie wollen, man entließ mich aus dem Hause wegen... Moralität, weil man den Kutscher in meinem Zimmer traf; darüber wurde ich äußerst aufgebracht. Ich drohte meiner Gebieterin; ich sagte ihr, daß ich über viele Dinge sprechen könnte... Wissen Sie, was sie mir antwortete?"

„Was denn?"

„Sprechen Sie, was Sie wollen, meine Liebe, die Mitschuldigen werden eben so bestraft, wie die Schuldigen."

„Die Spitzbübin!" sagte Astarté.

„Und solche Leute stecken immer in den Kirchen!" bemerkte Juliette.

„Sie hatte Recht," versetzte Madame Lambert: „ich stürzte sie in's Verderben, und mich auch. Uebrigens mach' ich mich schlimmer, als ich das Aussehen dazu habe; hätte ich mich rächen können, ohne mich in's Verderben zu stürzen, ich würde es doch nicht gethan haben. Doch eben recht," fügte die Kammerfran der Marquise von Hervieux bei, zu Julietten sich wendend, „Du sagtest mir, daß du etwas wüßtest, was meiner Gebieterin Vergnügen machen könnte."

„Sie weiß es vielleicht schon; doch höre, was es ist: der Prinz reiset heute Nacht nach Fontainebleau; er wird fünf oder sechs Tage lang mit dem Gemahle Deiner Gebieterin jagen."

„Dieser Mann ist ein Duckmäuser!" rief Madame Lambert aus; heute Abend wußte man zu Hause nichts davon; aber er macht's immer so. Der Marquis will, wenn er fortgeht, daß man es erst im letzten Augenblicke erfahre. Ah! ja, Madame wird darüber sehr vergnügt seyn. Während dieser Abwesenheit wird sie fast täglich das folgende Leben führen: Des Morgens ihr Bad, nachher ihr Frühstück, und dann schnell einen Fiacker; so wird sie bis sechs Uhr ausbleiben, und dann in's Hôtel zurückkehren, um zu diniren; nach dem Diner wird sie einen Brief von acht Seiten schreiben, den ich am andern Tage morgens bestellen muß (Herr von Surville wird durch ein Billet von zwei Zeilen darauf antworten) und wenn der Brief geschrieben ist, wird sie sich ankleiden, um in Gesellschaft zu gehen, damit sie ihren Schatz wieder sieht. Ihre hübschesten, elegantesten Toiletten sind für diesen Abend bestimmt."

„Ich hielt sie für entzweiet?" sagte Juliette.

„Ja, sechs Monate lang; die arme Frau (sie ist so gut!) wäre deßhalb beinahe gestorben; sie verwelkte zum Erbarmen ... aber jetzt ist sie wieder reizend geworden; ihr Geliebter behagt ihr so gut!"

„Einem so dummen Manne geschieht gerade Recht," äußerte Astarté.

„Und einem so schmutzigen!" entgegnete Madame Lambert. „Wir sehen dieß. Ja, wenn die Leute wüßten,

was wir wissen, würde man drei Viertheile der Frauen entschuldigen, welche Liebhaber haben."

„Ich vorzüglich, entschuldige sie immer," versetzte Astarté; „solchen Gebieterinnen ist am besten zu dienen, das macht sie so sanft, so geschmeidig! Giebt's auch bei Ihnen Neues, Isabeau?"

„O! bei uns," antwortete die Kammerfrau der Madame Wilson, „ist man immer lustig, immer toll; man sagt dem Papa Wilson, der die Nase nicht aus seinen Bureaux streckt, guten Morgen und guten Abend, und betet einen Engel von einer kleinen Tochter an . . . weiter nichts."

„Das ist drollig!" sagte Astarté.

„So viel ist richtig," äußerte Leporello, „daß ich über Madame Wilson bei meinem Gebieter nie etwas reden hörte, und Gott weiß, wie man da die Weltdamen anzieht. *)"

„Vielleicht geschieht es auch, weil diese Herren viele davon ausziehen," sagte Astarté.

„Bravo!" rief Leporello.

„Und hier?" fragte Astarté, Reginens Kammerfrau mit dem Blicke unterbrechend.

Ich empfand eine sonderbare Angst, als ich Juliettens Antwort hörte, die plötzlich sagte: „Nun, wo ist denn der Vater Louis?"

Dieß war der alte Kammerdiener des Prinzen; alle

*) In der Bedeutung des Wortes „erwähnen," um das Wortspiel des französischen Originals: „habille und déshabillent," auch in der Uebersetzung zu geben. D. Ueb.

Augen wendeten sich nach dem Platze, den dieser bejahrte Diener eingenommen hatte; er war bescheiden verschwunden, ohne daß man sein Fortgehen bemerkte.

„Ganz gewiß wird er sich davon gemacht haben,“ fuhr Juliette fort, „als er die Abendgesellschaft lärmend werden sah; dieß kann er nicht ausstehen. Im Grunde ist's desto besser: er ist hinderlich, und zudem kann man hinsichtlich unsers Gebieters nichts aus ihm herausbringen.“

Ich wurde wirklich von der Verschwiegenheit dieses Dieners überrascht, des Einzigen, der ohne Zweifel in das Geheimniß der nächtlichen Ausflüge des Prinzen von Montbar eingeweiht war; ich fragte nach, durch welches Wunder von Geschicklichkeit er bisher den übrigeu Dienern des Hauses die Abwesenheitsfälle seines Gebieters hatte verhehlen können, die, wie ich seitdem erfuhr, ziemlich häufig sich wiederholten.

„Sie haben Recht, Juliette,“ versetzte die Kammerfrau der Madame Wilson, „der alte Louis wäre uns hinderlich gewesen. Wohlan, ich sagte Ihnen, „und hier,“ seitdem die Prinzessin die Bälle und Feste mit meiner Gebieterin häufig besucht . . .“

„Ist dieß Alles? Nichts Neues?“ fragte Astarté.

„Meiner Treue, nein; Madame empfängt morgens die Erbsenblüthe der Modeherren, wie Leporello sagt; sie kleidet sich immer wunderschön; man sendet ihr Blumensträusse ohne Namen, wie diesen Abend, und sie zieht es vor, jenen ihrer Blumenhändlerin zu tragen. Ich weiß nicht mehr und nicht weniger davon. Uebrigens, wenn die Kammerfrauen, aus vielen Gründen, oft

das Ende der Dinge wissen, ist ihnen der Anfang derselben unbekannt, dieß geht die Kammerdiener an. Ei, sie melden die Besuche an, sie können also jene bemerken, die mehr oder weniger lang sind ... je nachdem Madame allein ist, oder Gesellschaft bei sich hat ... sie können auch das traurige oder lustige Gesicht beobachten, welches die Courschneider fortgehend machen, ob sie roth oder blaß sind, und vorzüglich ob sie, wenn sie mit ihren Handschuhen eintraten, sie auch fortgehend haben. Dieß ist sehr wichtig. Ich hörte den alten Lapierre, der lange Zeit bei der berühmten Prinzessin Romanof war, daß man bei ihr bei dem fünften oder sechsten Tête-à-Tête fast immer die Handschuhe auszog."

„Das ist eine sehr richtige Bemerkung," entgegnete Astarté. „Man versuche es nur, die Hand einer Frau mit Handschuhen anzufassen!"

„Daher würde ich," fügte Juliette bei, „Neues betreffend, was man hier finden dürfte, Ihnen rathen: wenden Sie sich an Herrn Martin da, aber er ist erst seit heute Kammerdiener der Madame."

„Meiner Treue, Mademoiselle," sagte ich zu Julietten, „ich versichere Ihnen, daß mir die Sachen vor der Nase liegen müßten; ich bin nicht stark im Beobachten."

„Pah! pah!" erwiederte mir Juliette lachend, „man sieht so etwas unwillkürlich. Honoré, der vor Ihnen hier war, Herr Martin, war nicht durchtrieben, bemerkte aber dennoch, daß der Herr Capitain Just, jener schöne große junge Mann, dreimal zu einer Zeit kam, zu welcher Madame gewöhnlich keine Besuche annimmt."

„Ah! ah! sehen Sie," äußerte Astarté laut lachend,

„und Sie sagten zu uns, Juliette, daß es hier nichts Neues gebe.“

„Ich bin der Meinung der Mademoiselle Juliette,“ sagte ich zu Astarté; „der Herr Capitain Just verlor erst kürzlich seinen Vater, einen Freund der Madame, und sie sagte eben heute bei dem Diner zum Prinzen, der Capitain Just sey noch immer so traurig, daß er Gesellschaft bei ihr zu treffen fürchte; dieß ist ohne Zweifel die Ursache, warum ihn Madame zu einer von den übrigen Besuchen verschiedenen Zeit empfängt.“

„Gleichviel,“ entgegnete Astarté lachend, „es giebt nichts Gefährlicheres, als die schönen großen melancholischen Jünglinge; ich empfehle Ihnen diesen jungen Mann, Herr Martin, und wenn Sie mir das Vergnügen gewähren werden, eine Tasse Thee im Justizministerium zu trinken, werden auch Sie ein wenig ausplaudern; wohlgemerkt, jeder muß seinen Beitrag liefern.“

„Und zwar auf Rechnung unserer Gebieter,“ sagte ich lachend zu Astarté, um die peinliche Gemüthsbewegung zu verhehlen, welche mir diese böswilligen Bemerkungen verursachten.“

„Uebrigens,“ fuhr Astarté fort, „geschieht es in allen Ehren. Alles wird unter uns gesprochen, aber draussen erfährt man nichts davon. Wir Alle, wie wir hier sind, könnten schreckliche Dienstboten seyn, wie Herr Gavarni sagen würde... Wohlan, ich bin überzeugt, daß Niemand unter uns sich vorwerfen kann, ein Geheimniß gegen seinen Gebieter gemißbraucht zu haben.“

„Das ist wahr,“ versetzte der Vertraute des Deputirten... „Dennoch wenn man wollte!...“

„Ah pah!“ sagte Leporello, laut lachend, „in Ihrem Deputirtenkopfe stecken also Gerüchte. Sie könnten ihn somit einer Menge von wüthenden Ehemännern preisgeben.“

„Nein, Spaßvogel, aber der Wuth seiner Wähler, die eben so giftig sind wie Ehemänner. Sehen Sie, diesen Morgen melde ich dem Herrn den Stärksten unter seinen Wählern, den Widder der Herde, wie mein Gebieter sagt; er nennt ihn immer so bei Madame; da er also hörte, der Widder sey da, sagte mein Dienstherr wüthend: „Der Teufel hole Sie; ich sagte Ihnen, daß ich solche Leute nur einmal unter fünfmal empfange; mein Gott! das ist zum Schlag treffen! Nun, weil Sie sagten, daß er da sey, so lassen Sie ihn eintreten.“ „Und als der Widder einmal eingetreten war, mußte man sehen, wie er ihm fortwährend die Hände drückte, und ihn äußern hören: „wie selten Sie sich machen, mein lieber Herr! man sieht Sie niemals! rc.,“ was den Herrn nicht hinderte, zu mir zu sagen, sobald der Widder den Rücken gewendet hatte: „Wenn Sie auf den unglücklichen Einfall gerathen, diesen Herrn vor vierzehn Tagen von heute an zu empfangen, so lasse ich Sie allein bei ihm...“ Und wahrhaftig, ich fürchtete mich, allein bei dem Widder zu seyn!!“

„Ah! famos, der Widder!“ rief Leporello, in ein schallendes Gelächter ausbrechend. „Famos! dieses Wort wird bleiben! Dieß erinnert mich, daß ich vor einem Jahre eine kleine Wohnung für die Rendez-vous meines Gebieters suchte; ich trete in ein prächtiges Haus, allzuprächtig für die Sache; gleichviel, ich spreche mit dem Portier. „Vor Allem, mein Lieber,“ sagte dieses Logen-

thier zu mir, „muß ich Ihnen bemerken, daß der Hausherr darauf sieht, daß sein Haus vollkommen sauber sey.“ „Weiter.“ „Hat Ihr Dienstherr Hunde?“ „Nein.“ „Kinder?“ „Er macht welche, aber er hat keine, da es Leute giebt, die welche haben, aber keine machen.“ „Ist er Deputirter?“ „Eben so wenig; aber, zum Teufel, wozu diese Frage?“ erwiedere ich dem Portier. „Weil wir in das fünfte Stockwerk einen Deputirten als Miethmann nahmen,“ antwortet mir der Cerberus, „und seine lumpigen Wähler aus Limoges in zwei Monaten mit ihren kothigen Schuhen eine solche Procession machten, daß sie uns die Treppe verdarben; das war ein Koth, wie auf der Straße.“

Die durch Leporello's Erzählung veranlaßte Heiterkeit, wurde durch die Ankunft der Madame Gabrielle, Haushälterin des Grafen Duriveau, unterbrochen. Das Erscheinen dieser Frau erregte meine Unruhe und meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade. Ihre unbedeutendsten Worte, ihre Physiognomie, waren für mich der Gegenstand einer durchdringenden Beobachtung.

„Ah! guten Abend, meine Liebe; wie spät Sie kommen!“ sagte Juliette zu ihr. „Die Kuchen sind ganz kalt, und der Thee auch.“

„Ich bin noch sehr glücklich, daß ich kommen konnte, ja wohl!!“ antwortete diese ziemlich betagte, große, starke Frau mit männlichem Gesichte, „ich rechnete nicht mehr darauf. Der Herr ist ein so famoser Tyrann!!“

Dieß sagte ich zu diesen Damen,“ versetzte Juliette; „doch durch welchen glücklichen Zufall konnten Sie entrinnen?“

„Zufall ist das rechte Wort, ein wahrer Zufall; stellen Sie sich vor," fuhr die Haushälterin des Grafen Duriveau fort, „daß der Herr seit einigen Tagen einen mürrischen Humor hatte, ungefähr wie gewöhnlich; zudem hat er die Eigenheit, Sie wissen es, nicht dulden zu wollen, daß man das Hôtel verlasse, ohne ihn um die Erlaubniß hiewegen zu bitten, immer zum Zwecke der Ausübung seiner Tyrannei."

„Welcher Mann! Welcher Mann!" sagte Astarté.

„Was dieß betrifft, Juliette," äußerte die Haushälterin des Grafen Duriveau, „darf Ihre Gebieterin eine schwere Kerze ich weiß nicht welchem Heiligen brennen, der sie bewahrte, meinen Gebieter zu heirathen."

„Ich glaub's gerne, daß sie ihn nicht ansehen konnte," entgegnete Juliette, „und seit der Vermählung der Madame ist er nicht zu uns gekommen."

„Und er wüthet, dessen bin ich gewiß. Doch um wieder auf meine Angelegenheit zurückzukommen: ich ersuche ihn also heute früh, Abends ausgehen zu dürfen: „Nein!" antwortet er mir hart, und mit einem Gesichte... mit einem Gesichte, finster wie die Hölle. Sehr verbunden, sag' ich bei mir, und steige vierstufenweise in meine Wohnung hinauf; denn wenn er einmal Nein sagt, so bleibt's dabei. Heute Abend, nach dem Diner, da er zu seinem Sohne ging, begegnet er mir auf der Treppe, das war der nämliche Mann nicht mehr; er schien freudestrahlend; ich sah ihn nur ein einzigesmal mit so heiterer Miene, am Tage nach dem Duelle, bei welchem er dem armen Marquis von Saint-Hilaire den Schenkel zerschmetterte, woran er auch starb."

„Ah! ja, ein Duell im Parke des Marquis," sagte Astarté. „Ich hörte seiner Zeit davon sprechen. Herr Duriveau war damals der Liebhaber der Marquise."

„Richtig!" entgegnete die Haushälterin; „dieß geschah auf dem Lande bei dem Marquis. Dieser überraschte sie. Sie schlugen sich, und mein Herr, der auf sechzig Schritte eine Kugel in eine Karte schießt, gab dem armen Marquis den Rest. Kurz, der Herr hatte an diesem Abende das nämliche Jubelgesicht, wie am Tage nach jenem Duelle eine Miene der Fröhlichkeit ... grimmiger Fröhlichkeit. „Sie ersuchten mich, ausgehen zu dürfen, und ich schlug's Ihnen ab, meine liebe Madame Gabrielle," sagte er zu mir. „Ja, Herr Graf." „Wohlan, gehen Sie aus, wenn Sie wollen; ich bin vergnügt, ich will, daß man vergnügt sey." Und er ging fort, die Treppe hinauf."

„Und was konnte ihn so vergnügt machen?" fragte Juliette.

„Dieß sagte auch ich bei mir," fuhr Madame Gabrielle fort, „es giebt also Neues in Landerneau; ich muß trachten, dieß zu erfahren, dieß wird mein Beitrag zur Theegesellschaft bei Julietten seyn; ich laufe also eiligst zum Kammerdiener des Herrn; wir stehen sehr gut miteinander, weil ich ihm Weißzeug aus dem Hôtel für seine Familie liefere, welche außerhalb desselben wohnt. Nun denn, Balard," sag' ich zu ihm, „was giebt's denn? Der Herr sah vor Kurzem böse wie der Teufel aus, und diesen Abend ist er lustig, wie eine Nachteule, die eine Maus knarpeln will?"

„Ich weiß es nicht," antwortet mir Balard. „Er sah eben so närrisch-fröhlich bei dem Diner aus."

„Aber was veranlaßt diese Freude?"

„Ich weiß durchaus nichts davon, auf meine Ehre."

„Ei, Balard, unter Freunden?"

„Ich schwöre Ihnen, meine Liebe, daß Alles, was ich weiß, darin besteht, daß in dem Augenblicke, da der Herr sich zu Tische setzen wollte, ein Commissionär einen Brief brachte, grobes Papier, grobe Schrift, und ich glaube sogar mit gekauetem Brode gesiegelt. Ich übergebe diesen Brief dem Herrn; er liest ihn, und ruft aus: „„Endlich!"" mit einer so vergnügten Miene, wie wenn Alle, die er verabscheuet, den Strick um den Hals hätten, und er nur mehr zu ziehen brauche; zuletzt, nachdem er den Brief in das Feuer geworfen, und ihn verbrennen gesehen hatte, begann er, in seinem Zimmer auf und ab zu gehen, oder vielmehr zu hüpfen, indem er sich die Hände und das Kinn rieb, und lachte... aber eben so seltsam lachte."

„Und weiter wissen Sie nichts?" sagte ich zu Balard.

„Weiter nichts, meine liebe Madame Gabrielle, ich schwör' es Ihnen ... bei dem letzten Dutzend Kopfkissenziechen von Ausschußbatist, das Sie mir auf eine so zarte Weise für meine Frau gaben..." antwortete mir Balard.

„Ich mußte es wohl glauben, und das ist nun das Neueste, was ich Ihnen aus unserm Hause auftischen kann. Und somit geben Sie mir eine Tasse Thee mit ein wenig Rum, meine liebe Juliette, denn ich verschmachte vor Durst."

Eine seltsame Ahnung, ich erschrack über das, was ich von der Haushälterin des Grafen Duriveau so eben

vernommen hatte. Ich weiß nicht, welcher Instinkt mir sagte, daß die grimmige Fröhlichkeit dieses Mannes, wie sich Madame Gabrielle ausdrückte, von dem Gelingen irgend eines abscheulichen Projektes herrühre, und daß er vielleicht seiner Rache gegen Regina gewiß war. Dieser Brief, der dem Grafen Duriveau eine so wahnsinnige Freude verursachte, dieser auf eine so gemeine Weise geschriebene und gesiegelte, und nachher von ihm sorgfältig verbrannte Brief, dünkte mir bedeutungsvoll; verrieth er nicht Verbindungen völlig außerhalb der gewöhnlichen Verbindungen des Herrn Duriveau? Und wenn er eine niedrige Rache gegen Regina brütete, mußte er nicht in irgend einem finstern Bereiche seine Mitschuldigen suchen, wie der Doctor Clement es befürchtet hatte? Auch würde die Hoffnung, oder selbst die Gewißheit einer entfernten Rache dem Herrn Duriveau keine so lebhafte Freude verursacht haben. Ohne Zweifel glaubte er, sich dem Ziele zu nähern, das er seit langer Zeit verfolgte; aber wenn meine Ahnung mich nicht täuschte, was für ein Ziel war es? Wo und wie sollte diese Rache vollzogen werden? Die Prinzessin unmittelbar zu warnen, auf ihrer Hut zu seyn, war mir unmöglich; meine Stellung zu Reginen legte mir den unbedingtesten Rückhalt auf; ich stellte Alles bloß, wenn ich der Prinzessin das außerordentliche, ihr unerklärbare Interesse merken ließ, das ich an Allem nahm, was sie betraf. Dann erwachte ihr Mißtrauen, und die mindeste Unvorsichtigkeit mußte meine augenblickliche Fortweisung aus dem Hause herbeiführen. Ich hätte ihr schreiben können, Mißtrauen zu hegen, aber gegen wen? und

dann ... welchen Glauben würde sie einem anonymen Schreiben schenken, da sie die lebhaften Besorgnisse des Doctors Clement nicht beachtet hatte, indem sie vielmehr einen Gefallen daran finde, wie sie sagte, den Rachegefühlen des Herrn Duriveau Trotz zu bieten. Im Besitze irgend eines bestimmten, genauen Aufschlusses, hätte ich, strenge genommen, und in einem so wichtigen Falle, anonym an den Prinzen, den natürlichen Beschützer seiner Frau, schreiben können, aber leider war er Abends nach Fontainebleau gefahren. Diese Gedanken erschreckten mich so sehr, daß ich einen Augenblick an die Richtigkeit meiner Besorgnisse glauben wollte, und ich fuhr fort, aufmerksam auf die Unterredung der Gäste der Mademoiselle Juliette zu horchen, ohne den Muth zu haben, daran Theil zu nehmen, zu erforschen bemüht, ob nicht die Haushälterin des Grafen Duriveau von ihm gesendet wurde, endlich ob nicht die Klagen dieser Frau über die Härte ihres Gebieters eine geschickte Finte seyen; ungeachtet meiner Aufmerksamkeit war es mir unmöglich, in dieser Beziehung etwas zu entdecken. Die Gäste der Mademoiselle Juliette verließen das Hôtel gegen ein Uhr Morgens, ohne daß der schöne Födor, der Liebhaber der italienischen Marquise, erschienen war.

Die Prinzessin hatte mir aufgetragen, ihre Rückkehr zu erwarten. Ich war so eben in ihre Wohnung hinabgegangen, um das Feuer in ihrem Sprachzimmer wieder anzufachen, und ihre Kerzen anzuzünden, als das Rollen eines in den Hof fahrenden Wagens mir Reginens Heimkunft verkündete. Da ich ihr die Thüre des Vorzimmers öffnete, erstaunte ich über den Ausdruck ihrer

Physiognomie. Ich hatte die Prinzessin mit Madame Wilson heiter, mit blühender Wange, glänzendem Auge, stolzer Stirne fortfahren sehen; ich sah sie düster zurückkehren, blaß, die Anstrengung und Langeweile in allen ihren Zügen ausgeprägt. Der Doctor Clement täuschte sich also nicht? Dieser glühende Hang zum Vergnügen, der die Prinzessin mitten unter Feste zog, war also wirklich erkünstelt? In Gegenwart der Madame Wilson, wie in Gegenwart der Gesellschaft, hatte also Regina, wie man im gemeinen Leben sagt: die Wackere gespielt. Und jetzt, da der Heimgekehrten Verstellung unnütz schien, versank sie wieder in ihre schmerzliche Niedergeschlagenheit ... oder war wohl schon von der Rache des Grafen Duriveau erreicht. Diese Gedanken tauchten so rasch in mir auf, daß sie meinem Geiste während der Zeit vorschwebten, deren Regina bedurfte, um ihr Sprachzimmer zu erreichen. Nachdem sie ihren Mantel auf einen Lehnstuhl geworfen hatte, sagte sie zu mir: „Sie werden nicht vergessen, wie ich es Ihnen auftrug, morgen früh um acht Uhr sich nach dem Befinden meines Vaters zu erkundigen."

„Ich werde es nicht vergessen, Frau Prinzessin."

Da Regina mir weiter nichts befahl, entfernte ich mich; sie rief mir zurück, und sagte zu mir: „Da Sie vielleicht zu der Zeit nicht zurückgekehrt seyn werden, wo ich ausfahren will, werden Sie am Thore den Auftrag geben, daß man mir bis halb neun Uhr einen Fiacker kommen lasse."

„Die Frau Prinzessin werden also zur Frau Lallemand fahren?" sagte ich zu Reginen.

Sie stand vor dem Kamine, als ich diese Frage an sie stellte; sie kehrte sich mit einer so erstaunten und zugleich so hochmüthigen Miene gegen mich um, daß ich die indiscrete Vertraulichkeit meiner Frage einsah; ich schlug ganz bestürzt die Augen nieder. Wahrscheinlich bemerkte die Prinzessin meine Bestürzung, denn sie sagte gütig zu mir: „Vergessen Sie nicht, zu meinem Vater zu gehen; nach Ihrer Rückkehr werden Sie sich damit beschäftigen, diese Wohnung und meine Blumen zu ordnen, wie ich es Ihnen heute früh sagte."

Ich ging fort, nachdem ich den Thürvorhang des Sprachzimmers wieder hatte fallen lassen. Unwillkürlich blieb ich kaum eine Secunde lang stehen; diese Zeit genügte mir, um Regina, die in einen Lehnstuhl sank, mit einem Tone der Ermattung, der Langeweile, des unaussprechlichen Schmerzens ausrufen zu hören: „Allein... mein Gott!... immer allein ... o! welches Leben... welches Leben!"

Ueber diese Art von so eben erlauschtem Geheimnisse erschrocken, beeilte ich mich, die Wohnung der Prinzessin zu verlassen; ich schloß sorgfältig die äußere Thüre, und ging wieder in mein Zimmer hinauf, ... darf ich es mir selbst gestehen? mit minder bitteren Gedanken, als da ich Regina im vollen blendenden Glanze ihres Putzes und ihrer Schönheit zum Balle hatte fortfahren sehen.

Achtundsechzigstes Kapitel.

Die Entdeckung.

Nach einer fast völlig schlaflos zugebrachten Nacht, vergebens bemüht, die Gefahr zu errathen und zu beschwören, welche, wie ich es ahnete, Regina bedrohte, stand ich auf, nur mehr auf den Zufall einer glücklichen Eingebung hoffend; ich begab mich zum Barone von Noirlieu, zu dem ich seit der Commission, die ich für Robert von Mareuil bei Melchior, dem Mulatten, zu besorgen hatte, nicht mehr gekommen war; auf die Unannehmlichkeit gefaßt, von Melchior wieder erkannt zu werden, sah ich mich doch in meiner Besorgniß getäuscht. „Mein Herr," sagte ich zu ihm, „ich komme aus Auftrag der Frau Prinzessin von Montbar, in deren Dienste ich seit gestern getreten bin, um mich nach dem Befinden des Herrn Barons von Noirlieu zu erkundigen."

„Der Herr Baron ist immer im nämlichen Zustande," antwortete mir der Mulatte barsch; „Sie werden die Frau Prinzessin hievon verständigen."

Melchior's Miene war so hochmüthig, so wenig mittheilsam, daß es mir schwer schien, irgend ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen; dennoch versetzte ich: „Ich werde diese Antwort der Frau Prinzessin überbringen, die ohne Zweifel darüber betrübt seyn wird."

„Das ist wahrscheinlich," entgegnete mir der Mulatte barsch, den Rücken mir wendend, nachdem er mir mit der Hand den Thorweg gezeigt hatte, denn dieß ging auf der Freitreppe des Vorplatzes vor sich.

Ich wollte mich entfernen, als ich den Baron aus dem Vorzimmer kommen sah; er trug einen Schlafrock von grauem Flanelle, und stützte sich auf einen Stock; er schien mir noch niedergeschlagener, noch entkräfteter, als da ich ihn ein Jahr früher am Thore des Museums gesehen hatte. Der nämliche scheue Ausdruck von Traurigkeit, krampfte die Züge des Greises. Die schleppenden Schritte seines Gebieters vernehmend, schien auch Melchior sehr mißvergnügt. Obgleich er mir gebieterisch mit leiser Stimme wiederholt hatte: „Gehen Sie fort, gehen Sie fort!" blieb' ich, und hörte den Baron, als er mich erblickte, zu Melchior sagen: „Melchior, wer ist dieser Mann?"

„Gehen Sie doch fort," wiederholte mir der Mulatte ganz leise. Dann kehrte er sich zu seinem Gebieter, und sagte mit einem Tone liebreichen Vorwurfes zu ihm: „Gehen Sie doch hinein, Herr Baron, es ist heute früh sehr kalt... Kommen Sie, kommen Sie!"

Und er machte einen Schritt, um den Baron fortzuführen, der ihm maschinenmäßig gehorchte, als ich, da er in meine Nähe kam, mit lauter Stimme zu Herrn von Noirlieu sagte: „Ich komme aus Auftrag der Frau Prinzessin von Montbar, um mich nach dem Befinden des Herrn Barons zu erkundigen."

Reginens Vater fuhr zusammen. Sein Gesicht schien mir die peinliche Anstrengung eines inneren Kampfes zu verrathen; dann kehrte der Greis um, und sagte, während mir der Mulatte grimmige Blicke zuwarf, mit einer Gemüthsbewegung zu mir, die er vergebens verbergen wollte: „Wie befindet sich meine Tochter?"

„Die Frau Prinzessin sind noch immer leidend, Herr Baron.“

„Leidend! Regina?“ rief der Greis aus. Und Melchior mit einer erstaunten und mißtrauischen Miene anschauend, fügte er bei: „Dieß hatte man mir nicht gesagt!“ Dann wendete er sich wieder zu mir und fragte besorgt: „Seit wann ist meine Tochter krank? Was fehlt ihr? Ist sie bettlägerig? Antworten Sie, antworten Sie doch...“

Melchior verhinderte mich zu sprechen, und sagte zu seinem Gebieter mit einem sordonischen Lächeln: „Ich kann den Herrn Baron beruhigen: gestern noch sind die Frau Prinzessin auf den Ball gegangen; zum Glücke ist daher ihre Unpäßlichkeit nur sehr leicht.“

„Frau von Montbar ist gestern auf den Ball gegangen?“ fragte mich der Greis.

„Ja, Herr Baron,“ antwortete ich ihm, „aber bei der Heimkehr schienen die Frau Prinzessin sehr niedergeschlagen ... sehr ermüdet.“

„Ermüdet? vom Tanzen?“ versetzte der Baron, und eine bittere Ironie verdrängte in seinen Zügen den Ausdruck von Theilnahme, den sie wiesen, als er von seiner Tochter sprach. Der Mulatte gab seinem Gebieter mit einer triumphirenden Miene den Arm, und Beide kehrten in das Innere des Hauses zurück.

Ungeachtet des schlechten Erfolges meiner Unterredung mit dem Vater der Prinzessin, wünschte ich mir zu der Entdeckung Glück, daß der Baron, obgleich leider des Wahnes, Regina sey nicht seine Tochter, eine Zuneigung ihr bewahrt hatte, die in seinem Herzen oft mit dem

Widerwillen kämpfen mochte, den er ihr zu bethätigen sich bemühte; ferner bemerkte ich, daß Melchior Regina zu hassen, und seinen Einfluß zu benützen schien, den er auf den Baron üben durfte, um ihn gegen seine Tochter aufzureizen. Ich verließ das Haus des Herrn von Noirlieu, ob dem Gedanken glücklich, daß vielleicht die Erzählung von dem kleinen Zwischenfalle, von dem ich Zeuge war, Reginen durch den Beweis Vergnügen machen würde, daß der Baron in seinem Herzen noch immer Liebe für sie fühle. Bei dieser guten Hoffnung hatte ich meine Befürchtungen wegen des Grafen Duriveau beinahe vergessen, als ein unvorhergesehenes, dem Anscheine nach unbedeutendes Ereigniß, meinen Verdacht in eine furchtbare Gewißheit verwandelte. Der Baron von Noirlieu wohnte in der Vorstadt du Roule; ich war in der Vorstadt Saint-Germain über die Brücke Ludwigs XV. und den Quai d'Orsay zurückgekehrt; ich erreichte die Mitte der Straße de Beaune, als ich Madame Gabrielle, die Haushälterin des Grafen Duriveau, sehr schnell auf mich zukommen sah; dieser wohnte in der Universitätsstraße, das Hôtel Montbar lag in der Straße Saint-Dominique. Anfangs legte ich keine Wichtigkeit auf mein Zusammentreffen mit Madame Gabrielle; nur konnte ich es, da ich dieser Frau bald gegenüberstand, die ich am Vorabende sah, um so minder unterlassen, sie anzureden, als sie mich wieder erkannte, und zu mir sagte: „Ah! Herr Martin, recht guten Morgen, ich hoffte nicht, so bald Sie zu treffen, und vorzüglich so früh . . .“

„Es ist wirklich kaum neun Uhr, Madame.“

„Das eben ärgert mich, denn ich werde teufelmäßig weit gehen müssen, um einen Fiacker zu finden; zu dieser Jahreszeit erscheinen sie nur sehr spät an Ort und Stelle, und der Herr erwartet einen mit höllischer Ungeduld.“

„Wie? Er hat Pferde und fährt im Fiackerwagen aus? Er läßt durch Sie einen Wagen holen, während er so viele Diener hat?“

„Ich bin auch nicht die Einzige, die diesen verdammten Fiacker holen soll! Der Haushofmeister und der Kammerdiener sind ebenfalls mit dem Aufsuchen eines solchen beschäftiget. Ei, dieß rührt davon her, daß zu dieser Zeit, und zudem am Tage nach einem Sonntage, ein Fiacker in unserm Stadttheile so selten ist, wie ein weißer Rabe.“

„Wenn Ihr Gebieter so eilig ist, warum läßt er nicht einen von seinen Wagen anspannen?“

„Ohne Zweifel hat er seine Gründe, einen Fiacker vorzuziehen ... es steckt etwas dahinter. Balard sagte mir, daß ein Brief auf grobes Papier, ähnlich dem Briefe von gestern Abend, Sie wissen . . .“

„Sehr wohl; dieser dicke, mit gekauetem Brode gesiegelte Brief, und der Ihren Gebieter so vergnügt machte, war sehr drollig.“

„Nun denn, ein anderer, ganz gleicher, ist heute früh um acht Uhr mit dem Auftrage an den Commissionär gekommen, sogleich den Herrn zu wecken; dann gab's einen höllischen Lärm, und er befahl, ihm um jeden Preis einen Fiacker zu verschaffen, nicht zu erwähnen,

daß Balard mir sagte, daß die gestrige Freude heute noch fortwährte und sogar zunahm, wenn dieß möglich ist."

Ein Gedanke, der mir fast Schwindel verursachte, durchzuckte plötzlich mein Inneres. Meine Gemüthsbewegung war so sichtbar, daß die Haushälterin zu mir sagte: „Was fehlt Ihnen denn, Herr Martin?"

Diese Worte brachten mich wieder zur Besinnung; ich antwortete dieser Frau, die mit einem steigenden Erstaunen wiederholte: „Was fehlt Ihnen denn?" „Mein Gott! Madame Gabrielle, ich erwog, daß ich, anstatt Ihnen Ihre Zeit zu rauben, Ihnen einen Frohndienst ersparen kann. Ich ging eben erst über den Quai Voltaire, und sah zwei oder drei Fiacker auf dem Platze... ich will hinlaufen, und einen davon für Sie an das Thor des Hôtels Duriveau bringen."

„Ah! das wäre zu viel, Herr Martin, Sie sind allzu gütig, sich einer solchen Beschwerde zu unterziehen . . ."

„Das ist keine Beschwerde für mich," antwortete ich ihr, indem ich mich entfernte, „wir sind Nachbaren, in zehn Minuten wird der Fiacker vor Ihrem Thore halten."

Ich eilte in der Richtung des Quai Voltaire fort, während Madame Gabrielle mir von weitem nachrief: „Ich danke, Herr Martin."

Jener Gedanke, der mir fast Schwindel verursachte, war folgender: Eine schreckliche Falle ist Reginen in der Straße du Marché=Vieux gelegt; man wendete sich an die Wohlthätigkeit der Prinzessin, um sie in einen Hinterhalt zu locken; in diesem im Hintergrunde eines ab=

gelegenen Stadttheiles befindlichen Hause, giebt es keinen Portier, keine andern Miethleute, als diese angeblich gelähmte Frau. Einer von den beiden Briefen, die der Graf Duriveau erhielt, mußte ihm gemeldet haben, daß Regina noch am nämlichen Morgen in jenes Haus kommen würde, wo er die Prinzessin zu überraschen gedachte. Was würde dann zwischen ihr und diesem Manne von unbarmherzigem Charakter, von eisernem Willen, und fähig, seinem Hasse und seinen Leidenschaften Alles zu opfern, sich ereignen? Ich bebte, daran zu denken. Wie war ich von Folgerungen zu Folgerungen auf die haltlosesten Wahrscheinlichkeiten gegründet, zu einer unbedingten Gewißheit gelangt? Ich kann mir's noch nicht erklären, aber ich wußte, ich fühlte, daß ich mich nicht täuschte. Als ich der Haushälterin des Grafen Duriveau meine Dienste antrug, hatte ich zwei Beweggründe: dem Grafen eine von seinen Aussichten, einen Wagen zu finden, zu entziehen, und diesen Wagen selbst zu benützen, denn wirklich hatte ich heimkehrend zufällig einen Fiacker auf dem Quai Voltaire bemerkt. Regina zu warnen, daß sie in eine Falle gerathen würde, daran durfte ich nicht denken. Zudem war sie ohne Zweifel bereits in die Straße du Marché-Vieux gefahren, auch verriethe ich mich dadurch; ich besaß keine andern Beweise, meine Befürchtungen darauf zu stützen, als meine Ahnungen. Selbst in die Straße du Marché-Vieux gehen, hieß riskiren, dort mit der Prinzessin zusammenzutreffen, und dieser Schritt, dessen Veranlassung dessen Zweck ich hätte erklären müssen, compromittirte meine Stellung zu Reginen für immer, und ich durfte

ihr keinen von den dem Anscheine nach ausgezeichneten Diensten leisten, welche die Aufmerksamkeit, und oft eine allzu große Dankbarkeit auf sich ziehen, denn dann getraut man sich nicht, weil man sich genirt oder aus menschlicher Achtung, einen Mann als Diener zu behalten, dem man so viel verdankt. Dieß erklärt meine Verlegenheit hinsichtlich des Auffindens eines Mittels, der Prinzessin beizustehen; leider war auch der Prinz abwesend ... der natürliche Beschützer seiner Frau. An wen sollte ich mich also wenden? Eine unwillkürliche Eifersucht preßte mein Herz zusammen, ich hatte so eben an den Capitain Just gedacht. Um einem Andern, einem jungen, schönen, braven und hochherzigen Andern das Mittel zu verschaffen, die Frau zu retten, welche man mit der wahnsinnigsten Leidenschaft liebt, dazu ist großer Muth nöthig. Ich hatte diesen Muth. Unter solchen Erwägungen war ich auf den Platz der Fiacker des Quai Voltaire gekommen; ich hatte mich nicht getäuscht, ich sah dort zwei Wagen, und der Kutscher des Einen derselben war eine unverhoffte Vorsehung, der vortreffliche Mann, welcher früherhin mich vom Hungertode gerettet, und Regina nach der Scene der betrügerischen Vermählung heimgefahren hatte.

„Ein guter Tag für mich, da ich Sie diesen Morgen treffe, mein Wackerer,“ sagte Jérôme fröhlich zu mir, indem er mir die Hand reichte, „es ist schon lange her, seit . . .“

„Es gilt das Leben von Jemanden, den ich wie meine Mutter liebe,“ sagte ich zu Jérôme, indem ich ihn unterbrach, und in seinen Wagen mich schwang,

„ich habe jetzt keine Zeit, ein einziges Wort mit Ihnen zu sprechen. Haben Sie einen Bleistift und Papier bei sich?"

„Hier ist die Brieftasche, in welche ich meine Fahrten einschreibe," erwiederte mir Jérôme; indem er sie mir reichte. „Wohin fahren wir jetzt?" fuhr er fort.

„In die Straße Saint-Louis en l'île, an die Ecke des Quai. Im gestreckten Galoppe!"

„Mit Eisenbahnschnelligkeit!" versetzte Jérôme, auf seinen Bock springend, und seine zum Glücke frischen Pferde rannten wie der Blitz von dannen. Während der Fahrt nahm ich ein Blatt aus Jérôme's Brieftasche, und schrieb Folgendes mit Bleistift:

„Eine große Gefahr bedroht die Prinzessin von Montbar; der Graf Duriveau läßt sie in eine niederträchtige Schlinge fallen. Begeben Sie sich, ohne eine Secunde zu verlieren, in die Straße du Marché-Vieux, Nro. 14. Gehen Sie in das dritte Stockwerk hinauf, fragen Sie nach Madame Lallemand, wenn man Ihnen nicht antwortet, so sprengen Sie die Thüre ein; bewaffnen Sie sich für den Nothfall. Die Prinzessin wird in dieser Wohnung zurückgehalten; ohne Zweifel befindet sich dort irgend eine maskirte Thüre, die mit andern Gemächern, als mit den von der Frau Lallemand bewohnten, in Verbindung steht. Ein Fiackerwagen erwartet Sie; der Kutscher ist ein verläßiger Mann.

Ein unbekannter Freund."

Der Fiacker hielt an der Ecke des Quai; ich stieg aus dem Wagen; ich gab Jérôme das so eben geschriebene

Billet, und sagte zu ihm: „Gehen Sie in das Haus Nro 17. in dieser Straße."

„Gut."

„Fragen Sie nach dem Capitain Just."

„Gut."

„Sagen Sie, daß man ihm sogleich dieses Billet bringe."

„Gut."

„Denn es handelt sich um Leben und Tod."

„Teufel!"

„Wenn der Capitain Sie fragt, wer Sie mit diesem Billete schickte, so sagen Sie: ein bejahrter Mann mit weißen Haaren."

„Sehr wohl!"

„Sie werden den Capitain in die Straße du Marché-Vieux führen, neben der Straße d'Enfer, Nro. 14."

„Ich sehe sie von hier aus."

„Werden Sie über den Quai zurückfahren?"

„Ja, dieß ist mein Weg."

„Wenn Sie den Capitain mitbringen, so halten Sie nicht still; aber wundern Sie sich nicht, wenn ich hinten auf Ihren Wagen steige."

„Gut."

„Und dann mit verhängtem Zügel in die Straße du Marché-Vieux."

„Mit Eisenbahnschnelligkeit; ich habe Lolo und Lolotte, seyen Sie unbesorgt."

Und Jérôme wollte seine Pferde wieder antreiben, fragte aber, sich besinnend: „Und wenn der Capitain nicht zu Hause ist?"

„Kehren Sie jedenfalls hier vorüber zurück, ich werde mich dann wieder in Ihren Wagen setzen.“

„Vorwärts!“ sagte Jérôme, und fuhr im scharfen Trabe seiner Pferde fort.

Ich harrete mit Angst der Rückkehr Jérôme's. Für den Fall der Abwesenheit des Capitains Just, war ich entschlossen, in die Straße du Marché-Vieux mich zu begeben, und zu handeln, ungeachtet der traurigen Folgen, welche meine Dazwischenkunft für meine Pläne haben konnte. Im Dunkel eines offenen Thorweges versteckt, aus Besorgniß, vom Capitain erkannt zu werden, horchte ich, ob ich nicht den Wagen zurückkehren höre. Neun Uhr schlug es langsam zu Notre-Dame. War Regina ohne Zweifel um halb neun Uhr von Hause weggefahren, so mußte sie nun sehr nahe bei der Straße du Marché-Vieux seyn; wenn einer von den Dienern des Grafen Duriveau früher einen Fiacker gefunden hatte, als seine Haushälterin, so stand auch der Graf auf dem Punkte, in diesem Hause anzukommen, worin diese furchtbare Scene sich entwickeln sollte. Endlich näherte sich das rasche Rollen eines Wagens meinem Verstecke; ich schaute vorsichtig hinaus, himmlisches Glück! der Capitain saß im Fiacker; seine Trauerkleider machten die Bläße seiner durch die heftige Gemüthsbewegung angegriffenen schönen Züge noch auffallender. Als der Wagen mit dem Capitain an dem Thore vorübergefahren war, das mich barg, sprang ich hervor, um den Fiacker einzuholen, und hinten aufzusteigen. Da begegnete mir etwas Schmerzliches und zugleich Lächerliches, das Trittgestell, auf dem ich zu stehen gedachte,

war, wie man dieß oft sieht, durch einen mit scharfen Spitzen gespickten eisernen Halbzirkel verwahrt. Der Fiacker fuhr so rasch einen Abhang hinab, daß ich nicht hoffen konnte, ihm lange laufend zu folgen, wie ich es that, indem ich mit beiden Händen hinten an die Federn mich klammerte ... Ich faßte einen verzweifelten Entschluß: indem ich meine frühere Gauklergewandtheit zu Hülfe rief, und an den Bajonettensprung mich erinnerte, den ich in meiner Kindheit oft ausführte, versuchte ich es, auf die Gefahr hin, auf die scharfen Spitzen des eisernen Halbzirkels herabzufallen, über ihn wegzusetzen. Durch ein unverhofftes Glück gelang es mir beinahe; denn da ein Wagenstoß bewirkte, daß ich in dem Momente stolperte, als ich auf das Trittgestell gelangte, nachdem ich über die eisernen Spitzen gesprungen war, zerfetzte mir einer von diesen tief das Bein; keine Riemen findend, um mich einzuhalten, klammerte ich mich, so gut ich konnte, an den Kutschenhimmel, die Knie an den Wagenkasten drückend, und vollkommen überzeugt, daß ich durch den mindesten Gleichgewichtsentgang rückwärts auf die eisernen Stacheln fallen konnte. Plötzlich hielt der Fiacker stille. Da Jérôme sich nun ohne Zweifel an die Gefahr oder Unmöglichkeit erinnerte, die für mich darin lag, rückwärts auf seinen Wagen zu steigen, richtete er sich auf seinem Bocke auf, und wendete sein ehrliches und gutes Gesicht besorgt zu mir. Ich winkte ihm mit der Hand fortzufahren; im nämlichen Augenblicke hörte ich den Capitain Just ihm zurufen: „Kutscher was giebt's? Fahren Sie doch, sacre-

dieu . . . Vierzig Francs für Ihre Fahrt . . . und im gestreckten Galoppe."

„Vorwärts!" rief Jérôme.

Doch während der brave Mann seine Pferde mit der Stimme antrieb, fand er Gelegenheit, sich umzukehren, an die Rücklehne seines Bockes einen von den Vorrathriemen seiner Pferde zu befestigen, und den andern mit den Worten mir zuzuwerfen. „Halten Sie sich in diesen Riemen ein, es ist weniger Gefahr dabei."

Da das Getöse der Räder Jérômes Stimme übertäubte, hörte sie der Capitain ohne Zweifel nicht, und ich hielt mich, ohne zu fallen, Dank der sinnreichen Hülfe des Kutschers, einer für mich um so dringenderen Hülfe, da meine Wunde mir heftige Schmerzen verursachte, und ich auf mein Bein mich nicht stützen konnte; ich spürte, wie mein Blut unter meinen Kleidungsstücken floß. Als ich den Wagen in geringer Entfernung von der Straße du Marché-Vieux erblickte, wollte ich, aus Besorgniß, von Capitain Just bemerkt zu werden, absteigen; meinen Abstand und Schwung sodann bemessend, kehrte ich mich um; mit einem Sprunge setzte ich wieder über den mit eisernen Spitzen gespickten Kreis; ich erreichte senkrecht den Boden. Der Wagen fuhr einige Secunden lang fort, und bog dann um die Ecke der Straße du Marché-Vieux. Ich nahm mein Taschentuch und band es sehr fest um mein Bein, was mir, wenigstens momentan, eine sehr große Erleichterung verschaffte. Ich wollte in die kleine Straße treten, als ich, einige Schritte von ihrer Ecke verweilend, einen Fiacker bemerkte, dessen Pferde mit Schaum bedeckt waren.

„Kutscher,“ sagte ich zu diesem Manne, „haben Sie nicht einen Mann hierher gefahren, groß und braun, den Sie in der Universitätsstraße abholten?“

„Ja, mein Junge, eine famose Fahrt; meine Pferde können nicht mehr. Aber zehn Francs Trinkgeld war der Mühe werth. Ich lasse meine Thiere verschnaufen, bevor ich zurückkehre, und . . .“

„Sind Sie schon lange da?“

„Höchstens eine Viertelstunde.“

„Haben Sie nicht noch einen Fiacker in diese Straße fahren sehen?“

„Ja, vor fünf Minuten. Er fuhr höllisch schnell, wie ich eben erst . . . Es scheint, daß dieß der Tag dazu ist, und . . .“

„Aber zuvor? Haben Sie nicht einen andern Fiacker in diese kleine Straße fahren sehen?“

„Ah! ja, vielleicht vor zehn Minuten; es war ein blauer Miethwagen mit einem Schimmel. Aber er fuhr nicht mit verhängtem Zügel... Eine Frau saß darin.“

Kein Zweifel mehr, der Graf Duriveau war vor Regina in diesem öden Hause angekommen. Zum Glücke folgte der Capitain Just der Prinzessin fast auf der Ferse nach. Ich trat hastig in die Straße du Marché-Vieux, ich sah Jérôme am Thore der Nummer 11. halten. „Sie sind verwundet, guter Gott!“ sagte er zu mir, als er mein verbundenes Bein sah.

„Und der Capitain?“ fragte ich ihn.

„Er sprang aus meinem Wagen, ohne zu warten, bis ich ihm den Kutschentritt herabließ.“

„Sagte er nicht, daß Sie ihn begleiten sollten?“

„Nein, aber es scheint, daß es heiß hergehen wird; ich sah den Kolben einer Pistole aus der Tasche seines Ueberrockes ragen."

„Warten Sie da, mein guter Jérôme," sagte ich zu ihm, in den Gang eilend, „und erwähnen Sie meiner bei dem Capitain mit keinem Worte."

„Seyen Sie unbesorgt," versetzte Jérôme, seine Pferde streichelnd, „ich werde stumm seyn, wie Lolo und Lolotte."

Neunundsechzigstes Kapitel.

Die Straße du Marché-Vieux.

Schnell die Treppe hinaufeilend, erreichte ich den Treppenabsatz des dritten Stockwerkes, wo die Frau Lallemand wohnte; ich fand die Thüre des ersten Zimmers offen, und hörte die laute, an die verstellte Kranke gerichtete Stimme des Capitain Just: „Ich sage Ihnen, daß die Prinzessin von Montbar hier ist!"

„Ach! mein guter Herr," erwiederte diese Frau mit einer kläglichen Stimme, „ich versichere Ihnen ... nein."

„Sie ist hier. Sie haben sie in eine Falle gelockt, Sie Elende!"

„Der Himmel lasse mein Kind da jähen Todes sterben, wenn ich weiß, was Sie sagen wollen, mein guter Herr."

„Thun Sie meiner armen Mama nichts Böses, mein guter Herr," rief das Kind aus, sein Winseln mit jenem seiner Mutter vereinend.

„Wo ist die Prinzessin?“ fragte der Capitain Just mit einer schrecklichen Stimme, ohne Zweifel die Hand an diese Creatur legend, denn sie bat mit Schrecken: „Gnade, mein Herr, Sie brechen mir den Arm!“

„Mama, o! Mama!“ rief das Kind.

„Ach! mein Herr, Sie sehen wohl, daß wir nur diese zwei armseligen Kammern haben,“ sagte die Frau, „wo soll nach Ihrer Meinung die Prinzessin seyn?“

Plötzlich schlugen entfernte, dumpfe, erstickte Schreie an mein Ohr, wie aus einem Gemache kommend, das an jenes der verstellten Kranken stieß, ohne Zweifel aus einem maskirten Gemache, wie ich es vermuthet hatte. Diese Stimme war jene Reginens; sie rief: „Zu Hülfe! zu Hülfe!“

Ich vernahm ein starkes Krachen, wie jenes eines durch einen heftigen Stoß eingesprengten Aufsatzes, alsogleich drangen Reginens Schreie eben so laut zu mir, als sie bisher dumpf lauteten. Auf diese Schreie folgte ein Moment der Stille, dann das dumpfe Strampeln, welches einen heftigen Kampf begleitet. Dieser Lärm näherte sich plötzlich, wie wenn dieser in das Gelaß sich fortgesponnen hätte, an dessen Thüre ich lauschte. Ungeachtet meiner brennenden Neugier wollte ich, aus Furcht überrascht zu werden, mich hastig entfernen, als ich in dem Gelasse, worin ich mich befand, eine kleine Treppe bemerkte, die mir zu einer Art von Hängeboden zu führen schien, angebracht oberhalb der anstossenden Kammer; ich eilte hinauf, ich gelangte in einen durch eine Dachlucke erhellten und bloß gedielten Speicher; mein Ohr an den Boden schmiegend, der die Decke der Kammer bildete,

worin die verstellte Lahme sich befand, hörte ich sehr deutlich den Lärm des Kampfes fortdauern, und folgende Ausrufungen: „Mein Herr!“ sagte der Graf Duriveau mit einer dumpfen, keuchenden Stimme, „ein rechtschaffener Mann schlägt einen Andern nicht!“

„Sie ein rechtschaffener Mann?“ antwortete der Capitain Just, der außer sich zu seyn schien.

„Mein Herr!“ erwiederte der Graf, vor Wuth stammelnd, „mein Herr, das ist ein Lastträgerkampf.“

Der Lärm währte noch kaum eine Secunde; dann hörte ich die Stimme des Capitain Just sich zu Reginen wenden. „Um Vergebung, Madame, daß ich diesen Mann in Ihrer Gegenwart züchtigte, ich konnte meine Entrüstung nicht bewältigen... Jetzt, Madame...“

„O!“ murmelte Herr Duriveau, der sich nun aus den Händen des Capitains losgemacht hatte, „es wird ein Duell auf Leben und Tod geben, verstehen Sie? auf Leben und Tod!“

„Mein Gott! es wird ihr unwohl!“ rief der Capitain aus, „Madame! kommen Sie zu sich. Madame...“ Dann rief der Capitain, ohne Zweifel über die Keckheit des Herrn Duriveau eben so entrüstet als erstaunt: „Sie sehen doch, daß Ihr Anblick Sie tödtet! Elender! Muß ich Sie über die Treppe hinunterwerfen?“

„Beschäftigen Sie sich doch mit dieser lieben Prinzessin,“ entgegnete der Graf Duriveau mit einer sardonischen Wuth, „schnüren Sie sie doch aus? Das ist eine schöne Gelegenheit.“

„Und nichts ... nichts ... keine Hülfe. Sie wird ohnmächtig! diese Frau und ihre Tochter sind entflohen,“

sagte der Capitain, der ohne Zweifel Regina in seinen Armen hielt, „mein Gott, was ist zu thun?"

„Fünf Minuten später war ich gerächt!" sagte der Graf Duriveau mit einer unbändigen Keckheit. „Nun, da muß man wieder von Neuem anfangen. Ich würde eifersüchtig auf Sie seyn, wenn ich Sie nicht alsbald tödten müßte, schöner Capitain Liebesritter, denn ich schlage mich alsbald, verstehen Sie? auf Pistolen. Ich werde zuerst schießen, dieß ist mein Recht, und ich werde Sie in's Herz treffen, ja, ich habe eine sichere Hand, der Marquis von Saint-Hilaire wird es Ihnen heute Abend sagen ... bei den Todten."

„Gott sey gelobt! sie kommt zu sich..." rief Just aus. „Madame, fürchten Sie nichts mehr, ich bin da, Muth ... Muth ... kommen Sie!"

„Ah!" äußerte der Graf Duriveau insolent, „ergötzen Sie sich nicht damit, liebe Prinzessin, zu sagen, daß Sie in einen Hinterhalt gelockt wurden, man würde Ihnen nicht glauben. Meine Vorsichtsmaßregeln sind getroffen. Die vornehme Welt wird glauben und sagen, daß Sie freiwillig hierher kamen, daß dieß nicht das erstemal war, und daß der Capitain durch seine eifersüchtige Wuth hergetrieben wurde. Er wird mich nicht Lügen strafen, ich werde ihn alsbald tödten. So werde ich die schöne Rolle bekommen, und Sie, schöne Prinzessin, die schlechte. Dieß wird immerhin etwas seyn, bis es besser kommt."

„Stützen Sie sich auf mich, Madame," sagte der Capitain Just zu Reginen, die nun ohne Zweifel von ihrer Ohnmacht sich erholt hatte.

Ein Geräusch von ziemlich langsamen Schritten ver-

kündete, daß Regina, auf den Arm des Capitains Just gestützt, das Zimmer verließ.

„Auf Wiedersehen, liebe Prinzessin,“ sagte der Graf Duriveau mit insolentem Tone. Dann fügte er mit einem Tone zusammengedrängten Hasses aus: „In drei Stunden werde ich mit meinen Zeugen vor Ihrer Thüre seyn, Herr Just Clement. Erwarten Sie mich?“

Der Capitain führte Regina fort, ohne auf diese letztere Herausforderung zu antworten. Die Schritte entfernten sich völlig; ich hörte im Zimmer bald nur mehr den ruckweisen Gang des Grafen Duriveau. Dann rief er aus, indem er seine bisher verhaltene Wuth losbrechen ließ: „In's Gesicht geschlagen, in Gegenwart dieser hochmüthigen Frau mit Fußtritten gepufft. O! diesen Menschen werde ich tödten... Die Hölle glüht in meinem Innern... Ohne ihn war ich gerächt. Aus Stolz wäre die Prinzessin lieber gestorben, als daß sie etwas entdeckt hätte, und ein anderesmal vielleicht aus Einschüchterung wieder gekommen. O! dieser Mensch... dieser Mensch!... und ich soll noch drei Stunden warten!!“

Der Graf Duriveau entfernte sich mit den Worten: „Die Lallemand ist entflohen, sie hat wohl gethan. Aber ich darf mich auf sie verlassen. Ich muß diese Thüre einigermaßen wieder zu schließen suchen, deren Schloß der bereits halb dem Tode verfallene Capitain aufgesprengt hat.“

Als ich voraussetzen konnte, daß der Graf fort sey, verließ ich mein Versteck; ich wollte von diesem Hause nicht scheiden, ohne den Kampfplatz zu besichtigen. Der

eingesprengte Aufsatz maskirte nicht mehr den Eingang in zwei Zimmer, die an jenes der verstellten Kranken stießen. Diese mit Teppichen versehenen Zimmer, waren mit einem gewissen Luxus ausgeschmückt; an der Unordnung der Möbel erkannte ich die Spuren eines heftigen Kampfes. Bei dem Gedanken, daß ich zum zweitenmale in meiner niedrigen Stellung Reginen so eben einen ausgezeichneten Dienst geleistet hatte, trat bei mir ein Moment inniger Freude ein, bei dem ferneren Gedanken der dem Capitain Just drohenden Gefahr, denn ich hielt ein Duell für unvermeidlich, und der Muth, die Geschicklichkeit des Herrn Duriveau waren bekannt, fühlte ich einen peinlichen Gewissensbiß wegen meines Benehmens, das mir feige schien. Und doch ... an wen sollte ich in Abwesenheit des Prinzen mich wenden? Hätte sich's nur darum gehandelt, der Gefahr mich auszusetzen, welche dem Capitain Just drohte, so würde ich ihr freudig die Stirne geboten haben; aber, ach! gerade die Art meiner Stellung und Ergebenheit untersagte mir jede auffallende, ritterliche Handlung. Die Furcht vor den Folgen dieses unglücklichen Duells, bei welchem der Sohn meines Wohlthäters unterliegen konnte, vergiftete also die einzige Freude, deren Genuß mir vergönnt war. Indem ich das Haus verließ, sah ich Jérôme's Wagen nicht mehr; ohne Zweifel hatte er die Prinzessin heimgefahren. Meine während dieser ergreifenden Scene vergessene Wunde, verursachte mir viele Schmerzen; ich mußte eilig in das Hôtel Montbar zurückkehren, um meinen völlig vernachlässigten Dienst zu vollziehen; ich wollte die Vorwürfe der Prinzessin nicht riskiren, und es wäre mir schwer

gewesen, ihr die Ursache meiner Abwesenheit während des ganzen Morgens zu erklären. Nach Verlauf eines viertelstündigen Marsches traf ich einen Fiacker; ich stieg ein; da ich aus Vorsicht am äußersten Ende unserer Straße den Wagen verließ, erreichte ich gegen Mittag das Hôtel Montbar. Meine erste Sorge war, in mein Zimmer hinaufzugehen, um meine blutbesudelten Kleider auszuziehen; ich begegnete der Mademoiselle Juliette auf der Treppe; sobald sie mich erblickte, rief sie aus: „Ah! mein Gott, Herr Martin, woher kommen Sie denn so spät, seitdem Madame heimgekehrt ist, hat sie schon mehr als zehnmal nach Ihnen fragen lassen... Sie hätten mich in Kenntniß setzen sollen, ich würde ihren Dienst für diesen Morgen übernommen haben. Madame fand bei ihrer Ankunft nirgends Feuer. Zudem befiel sie im Wagen eine Art von Ohnmacht, denn heimgekehrt war sie blaß wie eine Leiche, und zitterte wie ein Espenlaub. Ich rieth ihr, zu Bette zu gehen, sie wollte nicht; seitdem schellte sie in einem fort, um zu erfahren, ob Sie nach Hause gekommen seyen..."

„Ich bedauere unendlich diese Verspätung, Mademoiselle Juliette," erwiederte ich ihr, „aber sehen Sie hier meine Entschuldigung..."

„Ah! mein Gott, Blut an Ihrem Beinkleide, und dieses Taschentuch an Ihrem Beine..."

„Es ist so schlüpfrig; ich lief, ich stolperte über einen von jenen Kehrichthaufen, die man morgens die erhöhten Fußwege entlang schichtet, und fiel auf Flaschenscherben..."

„Armer Junge, haben Sie Schmerzen?"

„Jetzt weniger; aber anfangs so viele, daß es mir unmöglich war, zu gehen; aber es wird nichts zu bedeuten haben, hoff' ich; ich gehe schnell in mein Zimmer hinauf, um mich umzukleiden, und begebe mich dann zur Frau Prinzessin."

Zehn Minuten nachher trat ich in den Wartsalon, worin ich gewöhnlich verweilte, als ich heftig schellen hörte. Ich eilte in das Sprachzimmer der Prinzessin, ich hob den Thürvorhang desselben schüchtern auf. Ich sah Regina entsetzlich blaß, mit verstörten Zügen, aber mit fester, bewältigter Haltung. „Ich schelle Ihnen jetzt schon zehnmal!" sagte sie hart zu mir. „Sie sollten seit acht Uhr hier seyn, und es ist halb ein Uhr... wahrhaftig, das ist unglaublich... Sie weihen Ihren Dienst bei mir auf eine sonderbare Weise ein."

„Die Frau Prinzessin mögen mich für heute gütigst entschuldigen... Aber..."

„Man hat keine Idee von einer solchen Nachlässigkeit!... Ich erwartete etwas Anderes und Besseres von Ihrem Eifer und gerade da ich Ihrer so sehr bedurft hätte... Dann unterbrach sie sich, und sagte barsch zu mir: „Genug, ich weiß, daß Sie da sind. Ich werde Ihnen schellen, wenn ich Ihrer bedarf..."

Ich entfernte mich mit tief betrübtem Herzen ob der Härte der Prinzessin; aber ich entschuldigte sie bald... Im Grunde wußte sie die Ursache meiner unerklärbaren Abwesenheit nicht. Kaum waren zehn Minuten verflossen, als die Schelle der Prinzessin von Neuem ertönte. Regina war immer noch blaß, ihre Züge offenbarten noch eine peinliche, schmerzlich verhaltene Angst; aber ihr Ton,

indem sie mit mir sprach, war, anstatt barsch und hart zu seyn, sanft und wohlwollend.

„Mademoiselle Juliette hat mir so eben gesagt, daß Sie schwer verwundet seyen," sagte sie zu mir, „und daß dieß die Ursache Ihres unerfüllten Dienstes sey. Warum sagten Sie mir dieß nicht sogleich?"

„Madame..."

„Im Grunde," fuhr Regina gütig fort, „ließ ich Ihnen nicht Zeit dazu... Haben Sie noch viele Schmerzen?"

„Wenige ... Frau Prinzessin..." Und als Regina mit sichtbarer Angst fortzusprechen zögerte, sagte ich zu ihr: „Ich konnte der Frau Prinzessin nicht melden, daß ich diesen Morgen den Herrn Baron von Noirlieu sah."

„Sie haben meinen Vater gesehen?" rief sie erstaunt aus. „Sie haben ihn gesehen..."

„Ja, Frau Prinzessin."

Und ich erzählte ihr meine Unterredung mit dem Barone und Melchior. Obgleich Regina die Gemüthsaufregung verhehlte, welche sie empfand, als sie vernahm, mit welcher Theilnahme ihr Vater anfangs nach ihr sich erkundiget hatte, sah ich eine Thräne des Glückes, ohne Zweifel, in ihren Augen leuchten; ihr gekrampftes Antlitz glättete sich einen Augenblick; dann bebte die Prinzessin, als die Pendeluhr ein Uhr geschlagen hatte, wurde wieder düster, unruhig, und sagte rasch: „Mein Gott! schon ein Uhr..."

Sie dachte an das Duell des Capitains Just. Dann sagte sie mit schneller Stimme zu mir, nicht ohne Verlegenheit, und jedes ihrer eiligen und ruckweisen Worte

betonend: „Der Doctor Clement hat Sie in meine Dienste gebracht, ich verehrte ihn wie einen Vater."

Und die unglückliche Frau versuchte die äußerste Anstrengung, um ruhig zu scheinen und die Unsicherheit ihrer Stimme zu verhehlen.

„Die Frau Prinzessin kennen meine ganze Dankbarkeit für den Herrn Doctor Clement," erwiederte ich ihr.

„Und weil ich dieß weiß," versetzte sie, meine Worte eifrig auffassend, „bin ich zum voraus von dem Eifer, von der Verschwiegenheit überzeugt, die Sie bei einem Auftrage, den Herrn Capitain Just betreffend, bethätigen werden." Und ungeachtet ihrer Anstrengungen, konnte Regina ihre schreckliche Angst nicht verbergen, und die Art von Scham, welche ohne Zweifel durch die Lüge veranlaßt war, zu welcher sie mir gegenüber sich genöthiget sah.

„Diesen Morgen," fuhr sie fort, „erfuhr ich zufällig bei einer von meinen Freundinnen, daß Herr Just Clement in Folge ich weiß nicht wessen Streites sich schlagen sollte."

„Er, Madame? o! mein Gott!" rief ich aus, indem ich Erstaunen und Furcht heuchelte.

„Dieses Duell," fuhr die Prinzessin fort, „soll, wie man mir sagte, heute Statt finden... Herr Just Clement ist der Sohn eines Mannes, der mir immer eine väterliche Liebe bewies; ich bin so besorgt, daß ich erfahren möchte, ob sich dieses Duellgerücht irgendwie bestätiget..."

Ich fühlte Mitleiden mit Reginen, ihre Kräfte waren erschöpft; sie stützte sich auf den Marmor ihres Kamines.

„Nichts Leichteres, Frau Prinzessin," erwiederte ich ihr. „Ich will zum Herrn Capitain Just gehen; er bewohnt das Haus des Herrn Doctors, ich werde Suzon sehen, die den Herrn Just erzog. Durch sie werde ich ganz gewiß etwas erfahren."

„Richtig," sagte die Prinzessin rasch, „und wenn etwa, was ich nicht glauben will, dieses unglückliche Duell ... heute ... alsogleich ... Statt fände ..." Und Reginens Lippen bebten krampfhaft. „Werden Sie nur heimkehren ..."

„Um der Frau Prinzessin zu melden, daß Herr Just nicht verwundet sey, denn ich hörte, Gott sey Dank, den seligen Herrn Doctor oft sagen, daß sein Sohn einer der besten Schützen seines Regiments wäre."

„Wirklich?" rief Regina mit einem unbeschreiblichen Hoffnungsentzücken aus. Dann fügte sie hastig bei: „Aber schnell, die Zeit eilet, nehmen Sie einen Wagen ... fort ... fort! ..."

Eine halbe Stunde nach meinem Scheiden von der Prinzessin, war ich bei dem Capitain. Ich erfuhr späterhin die Präliminairen, des Duells, welches Statt finden sollte, sonderbare Präliminairen, welche übrigens die Energie, die Kaltblütigkeit des Capitains, seine voraussehende Sorgfalt für Reginens Ruhe, und die Kenntniß bewiesen, die er von dem höllischen Charakter des Grafen Duriveau besaß. Folgendes geschah: Bevor er heimkehrte, war Just zu zwei von seinen ehemaligen Kameraden in der polytechnischen Schule gegangen, und so glücklich gewesen, sie zu treffen: der Eine war Artillerieoffizier, der Andere Offizier bei dem Geniecorps; dieser beiden

Secundanten versichert, denn er sah dem Besuche des Grafen Duriveau entgegen, ging er zu einem Andern von seinen Freunden, einem Advokaten und sehr ausgezeichneten Rechtsgelehrten; er traf ihn ebenfalls, und führte diese drei Männer in seine Wohnung, nachdem er sie von dem, um was es sich handelte, in Kenntniß gesetzt hatte. Um zwei Uhr hielt ein Wagen vor dem Hausthore des Doctors. Zwei Männer von sehr gutem Anstande stiegen aus, und fragten nach dem Herrn Capitain Clement. Suzon führte sie ein. Diese beiden Herren, die Secundanten des Grafen Duriveau, fanden den Capitain Just in Gesellschaft der beiden Offiziere und des Advokaten; man grüßte sich mit der größten Artigkeit, und einer von den Secundanten des Herrn Duriveau sagte zu dem Capitain: „Der Herr Graf Duriveau, mein Freund, ist von Ihnen, mein Herr, sehr schwer beleidiget worden; er fordert von Ihnen Genugthuung dafür; als Beleidigter wählt er die Pistole. Wir wollen mit diesen Herren, die ohne Zweifel ihre Secundanten sind, die übrigen Bedingungen des Zweikampfes in Ordnung bringen."

„Mein Herr," erwiederte der Capitain, „haben Sie die Güte, mir eine Frage zu beantworten. Kennen Sie die Ursache der Herausforderung, mit welcher der Herr Graf Duriveau mich beehret?"

„Vollkommen, mein Herr. Der Herr Graf Duriveau hat uns gesagt, daß es sich um eine unglückliche Collision handle, durch eine Rivalität in den Aufmerksamkeiten herbeigeführt, die Sie der nämlichen Person erwiesen. Der Herr Graf Duriveau hat sogar das Zartgefühl gehabt,

uns den Namen der Frau, der Hauptursache des bedauernswerthen Zwistes, zu verschweigen, indem er es uns anheimstellte, denselben nach dem Ausgange des Duells bekannt zu machen."

„Richtig, darauf war ich gefaßt," antwortete der Capitain, einen Blick mit seinen Freunden wechselnd. Dann fügte er bei: „Meine Herren, der Herr Graf Duriveau ist vor meinem Thore, nicht wahr?"

„Ja, mein Herr."

„Möchten Sie die Gefälligkeit haben, ihn zu bitten, gütigst herauf zu kommen?"

„Aber, mein Herr ... eine solche Zusammenkunft ..."

„Nicht ich werde die Ehre haben, mit dem Herrn Grafen Duriveau eine Unterredung zu pflegen," erwiederte der Capitain.

„Und wer sonst, mein Herr?"

„Dieser Herr," entgegnete der Capitain, auf den Rechtsgelehrten deutend.

„Ist dieser Herr Einer von Ihren Secundanten?"

„Dieser Herr ist mein Freund."

„Dann seh' ich nicht ein, mein Herr," entgegnete der Secundant des Grafen Duriveau sehr erstaunt, „wozu . . ."

„Mein Herr," unterbrach ihn der Capitain Just, „ich erkläre, daß ich mich sogleich entferne, und dem Herrn Grafen Duriveau jede Genugthuung verweigere, wenn er nicht in die Unterredung einwilliget, die er, wie ich wünsche, mit diesem Herrn pflegen möge."

„Aber, mein Herr . . ."

„Aber, mein Herr," fuhr der Capitain Just mit Fe-

stigkeit fort, „belieben Sie, wenigstens mit Herrn Duriveau über die Bedingung sich zu berathen, die ich stelle.“

„Das ist billig, mein Herr,“ äußerten die Secundanten.

Und sie entfernten sich. Fünf Minuten nachher kamen sie mit dem Grafen Duriveau zurück.

„Williget der Herr ein?“ fragte der Capitain.

„Der Herr williget ein,“ antwortete bestätigend einer von den Secundanten.

„Meine Herren, treten Sie gefälligst in dieses Zimmer,“ sagte der Capitain zu den Secundanten des Grafen, sowie zu den seinigen.

Herr Duriveau blieb allein bei dem Advokaten. Der Advokat war ein kleiner Mann mit einer ruhigen und sardonischen Miene; er trug blaue Augengläser, und hielt unter seinem Arme einen dicken Band mit buntfarbig gesprenkelten Schnitten; er gab sehr artig dem Herrn Duriveau ein Zeichen, sich zu setzen.

„Mit wem hab' ich die Ehre zu sprechen?“ fragte dieser.

„Mit Herrn Dupont ... Advokat.“

„Mit Herrn Dupont ... Advokat?“ fragte Herr Duriveau mit Erstaunen und Hochmuth; „was soll dieß bedeuten? Wozu einen Advokaten?“

„Damit er thue, was seines Amtes ist, mein Herr.“

„Ihres Amtes? Ah! das ist ein Scherz.“

„Mein Herr, kennen Sie den Artikel 322. des peinlichen Gesetzbuches?“ fragte der Rechtsgelehrte.

„Warum, mein Herr?“ rief der Graf Duriveau aus, indem er den Advokaten mit einem steigenden Erstaunen anschaute.

„Hören Sie, wie dieser Artikel lautet," fuhr der Advokat fort, und las: „Wer mit Gewalt einen vollbrachten oder versuchten Angriff auf die Schamhaftigkeit begangen hat, wird mit Einsperrung bestraft."

„Mein Herr?" rief Herr Duriveau aus.

„Wissen Sie, mein Herr, was die Einsperrung ist?" fuhr der Rechtsgelehrte fort.

„Ja was . . ."

„Hören Sie," entgegnete der Advokat, Herrn Duriveau unterbrechend, und las Folgendes: „Jedes zur Einsperrung verurtheilte Individuum wird in ein Zuchthaus eingesperrt, und zu Arbeiten angehalten, deren Ertrag theilweise zu seinem Nutzen kann verwendet werden." Dann fügte der Advokat bei, den erblassenden Grafen mit einer sardonischen Miene anschauend: „Sie scheinen mir alle erforderlichen Eigenschaften zu vereinigen, um sich mit Anfertigung von Sahlbänderschuhen zu beschäftigen, Herr Graf, und dadurch Ihre 3 bis 400,000 Francs Renten um drei oder vier Sous zu vermehren, die Sie täglich, Ihre Muße benützend, zu Melun, Poissy oder in irgend einer andern Zwangsanstalt verdienen werden."

Der Graf Duriveau, bestürzt, betäubt, konnte kein Wort erwiedern. Der Advokat fuhr mit einer unstörbaren Kaltblütigkeit fort: „Sie haben der rechtschaffensten Frau eine furchtbare Falle gelegt, Sie wollten ihr auf eine infame Weise Gewalt anthun."

„Mein Herr!" rief der Graf bleich vor Wuth aus, „nehmen Sie sich in Acht!"

„Stille, nicht so laut ... ruhig ... oder ich will laut sprechen," erwiederte der Advokat immer noch kaltblütig, „und Ihren Secundanten zur Wissenschaft mittheilen, was Sie ihnen klüglich verschwiegen, nämlich: die Infamie Ihres Betragens, welche allein die Thätlichkeiten des Capitains Just begründeten."

Auf diese Drohung des Advokaten blieb Herr Duriveau von Neuem stumm, bestürzt. Der Advokat fuhr fort: „Das Verbrechen, dessen Sie sich schuldig machten, unterwirft Sie den oben erwähnten Strafen; von Stund an werde ich mich damit beschäftigen, Alles zu sammeln, was zur Instruirung dieser nichtswürdigen Sache erforderlich seyn wird. Nöthigenfalls wird dieß für den Untersuchungsrichter eine willkommene Vorarbeit seyn."

„Ein Verbrechen? Der Untersuchungsrichter? Gehen Sie doch, mein Herr, Sie halten mich für ein Kind," versetzte Herr Duriveau, indem er seine insolente Keckheit wieder fand. „Sie wissen also nicht, daß es in dieser Beziehung keinen Mann auf der Welt giebt, der nicht mehrmals in seinem Leben, und sogar gewaltthätig, einen Angriff auf die Schamhaftigkeit der Frauenspersonen unternehmen wollte, denen er den Hof machte. Ei, pardieu, Herr Advokat, man macht den Frauenspersonen nur in dieser Absicht den Hof. Im Justizpalaste wissen Sie also nichts von diesen Sachen?"

„Ah! was Sie da sagen, ist wenigstens recht hübsch, recht hübsch ... vom Gesichtspunkte der Regentschaft aus, nur vom Gesichtspunkte des peinlichen Gesetzbuches aus ist's dumm. Der Staatsanwalt hat nicht über Angriffe auf die Schamhaftigkeit zu erkennen (wir ge-

brauchen diesen Ausdruck im Gerichtshofe), hinsichtlich welcher die Frauenspersonen keine Klage stellen, im Gegentheile, allein er erläßt unmittelbar einen Vorführungsbefehl (wir nennen dieß im Gerichtshofe einen Vorführungsbefehl) gegen einen Elenden, der eine rechtschaffene Frau in einen Hinterhalt gelockt hat, um ihr auf eine infame Weise Gewalt anzuthun, ungeachtet ihrer Thränen und Schreie. Ist das Verbrechen dargethan, und das Ihrige ist es nur allzusehr, so wird der Verbrecher in eine infamirende Strafe verurtheilt... Dieß bringt Sie ein wenig aus der Fassung? Sie hatten Ihre Nichtswürdigkeit nicht von diesem Gesichtspunkte aus in's Auge gefaßt... dieß wundert mich... Sie waren sich doch so sehr bewußt, eine empörende Niederträchtigkeit begangen zu haben, daß Sie es nicht wagten, Ihren Secundanten die Ursache dieses Duelles zu sagen. Dieß war klug gehandelt; denn ich fordere Sie auf, einen Mann von Ehre zu finden, der Ihnen zu secundiren einwilliget, wenn er die ganze Wahrheit weiß."

„Der Capitain Just will sich nicht schlagen, und sucht Vorwände für seine Feigheit, nicht wahr?" erwiederte Herr Duriveau bitter.

„Der Herr Capitain Just sollte, nach meiner Meinung, sich weigern, seinen loyalen Soldatendegen mit einem Manne zu kreuzen, den er morgen vor das Assisengericht stellen kann. Doch der Herr Capitain Just hat aus besondern Gründen die Güte, sich zu schlagen, aber unter gewissen Bedingungen."

„Lassen Sie dieselben hören, mein Herr, und machen

wir ein Ende," sagte der Graf Duriveau mit vor Zorn zusammengepreßten Zähnen, „was schlägt er vor?„

„Der Herr Capitain Just schlägt keine Bedingungen vor, er schreibt sie vor . . ."

„Wirklich?"

„Ausdrücklich, und zwar folgende: Zuvörderst fände er es sehr lächerlich, da er sich zu einem Zweikampfe bequemt, den er verweigern kann, sich der Gefahr auszusetzen, durch Ihre Kugel sicher getödtet zu werden ... in Anbetracht Ihrer Forderung, zuerst zu schießen, wahrscheinlich?"

„Das ist mein Recht, von dem ich Gebrauch mache."

„Verschonen Sie mich doch mit Ihrem Rechte, die Leute zu morden, ohne dabei etwas zu wagen. Sie treiben bloß Ihren Spaß. Dieß ist nicht Alles; hören Sie, was geschehen muß: Sie sind ein Fechter ersten Ranges, das ist bekannt; der Capitain ficht ebenfalls vortrefflich, worüber seine Freunde sich sehr freuen; das Wagniß wird also gleich seyn; Sie werden sich auf den Degen schlagen."

„Nein, denn ich bestehe auf meinem Rechte."

„Sie verweigern es sohin, sich auf den Degen zu schlagen."

„Ja."

„Meinetwegen," erwiederte der Advokat aufstehend, „ich werde Ihren Secundanten unverzüglich die wahre Ursache des Duelles eröffnen, und noch heute Abend eine Criminalanklage bei dem Staatsanwalte einreichen."

„Auf den Degen also!" rief Herr Duriveau erbittert aus, indem er sich erhob.

„Einen Augenblick . . . das ist nicht Alles.“

„Wie? . . . noch etwas?“

„Ich glaube wohl,“ entgegnete der Advokat; „ich setze Sie in Kenntniß, daß wenn Sie die Keckheit haben, ein Wort zu sprechen, ein einziges Wort, das im mindesten der Hochachtung einer Frau zu nahe treten könnte, deren Namen auszusprechen Ihnen fortan verboten ist, die Criminalanklage auf der Stelle bei dem Gerichtshofe gestellt werden wird.“

„Mein Herr . . .“

„Man trifft diese Vorsichtsmaßregel, um Sie zu verhindern, die Verleumdungen zu verbreiten, mit denen Sie drohten; überlegen Sie es also wohl: diese entsetzliche Geschichte wird in das tiefeste Geheimniß gehüllt, oder den unermeßlichsten Wiederhall finden. Der Capitain handelt nicht so aus Schonung für Sie, sondern um der edelsten Frau von der Welt ein immerhin peinliches Aufsehen zu ersparen, dem sie übrigens um so stolzer die Stirne bieten wird, als, wenn Sie durch Ihre Verläumdungen sie dazu zwingen, die Folge dieses Aufsehens für Sie der Kerker, die Infamie seyn würde, für jene eine Verdoppelung der Theilnahme und Achtung.“

„Dieß ist Alles, vermuth' ich,“ sagte der Graf Duriveau, da er sich mit ohnmächtiger Wuth in die Unmöglichkeit versetzt sah, das von ihm beschlossene Böse zu thun. „Ich habe den Degen angenommen. Es ist schon spät . . .“

„Einige Worte noch, die guten zuletzt,“ entgegnete der Rechtsgelehrte. „Sie werden zu Ihren Secundanten, in Gegenwart jener des Herrn Capitain Just,

ungefähr folgendes sagen: „Ich behauptete, meine Her-
„ren, eine eifersüchtige Rivalität sey die Ursache des
„Duelles; dieß ist nicht genau.“

„Meine Aeußerung zurücknehmen? Niemals.“

„Ei doch, wie gewissenhaft!“ versetzte der Advokat die Achseln zuckend; „Sie werden beifügen: Ich schwöre auf meine Ehre, daß die Ursache dieses Duelles die Folge eines politischen Zwistes ist, (oder eines andern nach Ihrer Wahl, wenn Sie etwas Besseres finden).“

„Einen falschen Eid! ich soll mich entehren,“ rief Herr Duriveau aus, „mich der Gefahr auszusetzen, als ein Niederträchtiger behandelt zu werden! Ah! Sie sind ja verrückt!“

„Spielen Sie doch nicht so den Empfindlichen.“

„Herr Advokat!“ rief Herr Duriveau wüthend aus.

„Stille, ruhig, oder ich erzähle Ihren Secundanten... Sie wissen ... ich fahre fort: Sie werden also auf Ihre Ehre schwören, daß jede Art von Rivalität Ihrem Duelle fremd ist. Hören Sie, warum wir dieß geradezu verlangen: auf diese Weise wird der Capitain Just als Bürgschaft Ihres Schweigens erhalten: 1) Ihre Furcht vor einem Criminalprozesse; 2) Ihre Furcht, sich öffentlich zu entehren, was geschähe, wenn Sie, nachdem Sie in Gegenwart von Männern von Ehre auf Ihre Ehre schwuren, daß dieses Duell eine der eifersüchtigen Rivalität fremde Ursache habe, irgend eine verleumderische Aeußerung gegen die Ihnen bekannte Person versuchen sollten.“

„Nie werde ich meine Aeußerung zurücknehmen.“

„In diesem Falle, mein Herr,“ entgegnete der Advokat aufstehend, „sollen Ihre Secundanten Alles erfahren.“

„Ei, was verschlägt mir dieß! Ich werde andere Secundanten finden...“ rief der Graf Duriveau in einem Wuthparoxismus aus, „ich werde den Capitain Just beohrfeigen, er wird mir dann wohl beistehen müssen, Secundanten aufzutreiben.“

„Wagen Sie dieses Spiel nicht,“ sagte der Advokat hohnlächelnd, „Sie konnten diesen Morgen bemerken, daß der Capitain Just eine tüchtige Faust hat. Nun aber hätte er, wenn Sie sich's beigehen ließen, die Hand gegen ihn zu erheben, die Ehre, Sie zum zweitenmale braun und blau zu schlagen, und voran stände der Criminalprozeß.“

„Ich willige in Alles,“ rief der Graf aus, auf's Aeußerste getrieben; „doch daß ich mich wenigstens schlage!“

„Sie werden alsogleich zufriedengestellt; der Herr Capitain Just dachte, daß, in Rücksicht der Schwierigkeit, einen angemessenen Platz zu finden, um sich ruhig die Kehle abzuschneiden, der Garten seines Hauses, den Sie von hier aus erblicken können, eine vortreffliche Wahl dazu wäre. Da, sehen Sie durch dieses Fenster. Was die Waffen betrifft, so haben unsere Secundanten zwei Paar Duelldegen mitgebracht...“

„Genug, mein Herr,“ sagte der Graf Duriveau, der wieder seine Kaltblütigkeit gewann, „ich nehme Alles an, ich willige in Alles, wenn ich nur einmal einen Degen in der Hand, und diesen Mann mir gegenüber habe.“

Der Graf Duriveau leistete den verabredeten Wider-

ruf, und schwur auf seine Ehre, daß jede eifersüchtige Rivalität der Ursache dieses in Folge eines politischen Zwistes veranlaßten Duelles fremd sey. Das Duell fand im Hausgarten des Doctors Statt. Der Kampf war erbittert. Der Graf Duriveau bewies einen großen Muth; obgleich durch einen Degenstich am Schenkel verwundet, wollte er fortkämpfen, und erhielt, nachdem er den Arm des Capitains Just durchstossen hatte, einen zweiten Stich in die rechte Weiche, der ihn kampfunfähig machte. Eine halbe Stunde nach dem Ausgange dieses Duelles, kehrte ich zurück, um Reginen zu melden, daß die Wunde des Capitains Just leicht sey. Der Muth der unglücklichen Frau hatte sie bisher aufrecht erhalten. Aber bald wichen ihre Knie unter ihr ... ich fand nur so viel Zeit, der Mademoiselle Juliette zu rufen, die ich bei der Prinzessin ließ.

Siebenzigstes Kapitel.

Martin's Tagebuch.

Ich finde unter meinen Papieren hier und da die Bruchstücke eines nach Verlauf einiger Zeit meines Aufenthaltes im Hôtel Montbar geschriebenen Tagebuches. Die von Tag zu Tag ohne Zusammenhang geschriebenen Zeilen, liefern jedoch eine aufrichtige Schilderung dessen, was ich Peinlichstes in der seltsamen Lage fühlte, die ich angenommen hatte. Dieses Tagebuch umfaßt auf wenigen Seiten die hervorragendsten Umstände meines

ersten Dienstjahres bei Reginen, und geleitet so bis zum Vollzuge der großen häuslichen Ereignisse in der Familie von Montbar, Ereignisse, welche die entscheidendste Epoche meines Lebens bezeichneten, und etwa vierzehn Monate nach meinem Dienstesantritte bei der Prinzessin vorfielen. Heute hab' ich diese Seiten mit der Ruhe einer kalten Vernunft wieder gelesen; mehrere von ihnen tragen das Gepräge jener scharfen, brennenden, finstern Wollust, wie alle strafbaren und verborgenen Wollüste ... aus dieser Lektüre geht für mich sogar eine wichtige Lehre hervor, nämlich: daß es nichts Unvorsichtigeres, nichts Verwegeneres für eine junge keusche Frau giebt, als die Dienste eines Mannes in ihre häusliche Vertraulichkeit zu ziehen. Dieses Benehmen verkündet von Seite der Frauen ein blindes Vertrauen auf die Rechtschaffenheit dieser Männer, oder eine eben so blinde Verachtung derselben, (die im Grunde, als Menschen, Leidenschaften, Instinkte, Wünsche haben) welche sie allen Vertraulichkeiten einer für sie sehr gefährlichen Dienstbarkeit aussetzen. Man erinnert sich hier wieder dunkel an jenen Grundsatz der römischen Frauen: „Ein Sclave ist kein Mann." Dieß ist falsch. Ein Mann ist immer ein Mann, und je entblößter von Erziehung man ihn erachtet, desto sinnlicher wird unter solchen Umständen seine Empfindung seyn, desto insolenter ausschweifend, desto verwegener unzüchtig. In ihrer so auserlesenen, so zartsinnig scheuen Schamhaftigkeit, soll die Frau in dieser Beziehung mehr wegen Gedanken besorgt seyn, als wegen Handlungen: ihre Würde schützt sie gegen jeden Versuch, aber ihre Würde ist unvermögend, den Flug sinnlicher Gedanken

zu hemmen, welche sie selbst wider ihr Wissen, welche sie selbst, und zwar materiell, durch tausend unwillkürliche, unvorhergesehene Zwischenfälle der häuslichen Vertraulichkeit aufregt. Und je reiner eine Frau, je würdiger sie seyn wird, je kundiger des unendlichen Abgrundes, des Unmöglichen, wodurch sie von ihrem Diener getrennt wird, desto weniger wird sie gegen eine Freiheit zu seyn sich in Acht nehmen, die dennoch ihr empörend scheinen würde, wenn es sich darum handelte, so mit einem Manne aus ihrer Gesellschaft, wie sie sagen, zu seyn. Hier folgen diese Tagebuchsfragmente:

7. Februar 18 . .

Heute ist es ein Monat, daß der Capitain Just schwer verwundet wurde; er konnte noch nicht ausgehen. Ich ging aus, wie immer, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen. Welchen Blick unwillkürlicher Dankbarkeit warf Regina mir zu, als ich an dem Tage nach dem Duelle zu ihr sagte: „Wollen Madame mir erlauben, Sie um eine Gnade zu bitten?"

„Sprechen Sie ... Martin."

„Madame wissen Alles, was ich dem Herrn Doctor Clement verdanke; ich fühle für den Herrn Capitain Just eine achtungsvolle Anhänglichkeit, und obgleich seine Wunde weit entfernt ist, wie man sagt, sein Leben in Gefahr zu setzen, so würde ich doch immer sehr besorgt seyn, wenn ich nicht fast täglich Nachricht über ihn erhielte. Ich möchte also Madame um die Erlaubniß bitten, täglich Morgens mich darnach zu erkundigen. Dieß wird in keiner Beziehung meinem Dienste schaden ... ich werde vor Tagesanbruch fortgehen ...

„Dieses Dankgefühl ist allzu lobenswürdig, als daß ich es nicht ermuthigen solle,“ antwortete mir die Prinzessin, ihre Freude mir verhehlend: „Ich erachte es für sehr gut, daß Sie sich täglich nach dem Befinden des Sohnes Ihres Gönners erkundigen.“

„Die arme Frau! Wie glücklich mußte meine Bitte sie machen, wenn sie ihn bereits liebt! . . . Sie hätte es nie gewagt, mir den Befehl zu ertheilen, an jedem Morgen zu ihm zu gehen. Dieß ist nicht Alles; ich wollte Reginen selbst die Verlegenheit ersparen, zu mir zu sagen: „Wohlan! wie geht's?“

Ich gebe ihr jeden Morgen Nachricht von ihm, ohne daß sie mich darum fragt. Nach seiner Rückkehr von der Jagd hat sich der Prinz, obgleich er, wohlverstanden, die Ursache des Duelles nicht wußte, *persönlich* nach dem Befinden des Capitains Just erkundiget, und ließ selten mehr als vier oder fünf Tage vergehen, ohne sich bei dem Sohne des Doctors einschreiben zu lassen.

8. Februar 18 . .

O! wie tief gerührt war Regina von allen meinen zartsinnigen Zuvorkommenheiten! Wie ward sie von allen Bestrebungen meines Gefühles, meiner Ergebenheit und Intelligenz ergriffen, ihrer Zurückhaltung, ihrem Stolze die mindeste Verlegenheit zu ersparen, wenn es sich um den Capitain Just handelt! auf welch' edle Weise hat *sie* mich dafür belohnt! Diesen Morgen brachte ich ihr mein *Ausgabenbuch* für die Blumen; die Rechnung betrug **125** Francs. Meine Gebieterin gab mir vier Doppellouisd'or mit den Worten: „*Der Ueberschuß gehört Ihnen* . . . *Martin* . . .“

Mit Geld hält sie sich für quitt.

9. Februar 18 . .

Mein gestriger schmerzlicher Gram war dumm, und noch ungerechter, als dumm. Was bin ich denn in Reginens Augen? ein treuer, eifriger Diener . . . meinetwegen; aber im Grunde bin ich für sie ein gebrödeter Mensch, ein Mensch, der sich für Geld vermiethet. War es nicht mein Zweck, in ihren Augen nie etwas Anderes zu scheinen, zu seyn? Mit welchem Rechte fühlte ich mich also dadurch gekränkt, daß meine Gebieterin mir ihre Dankbarkeit auf eine hinsichtlich unserer gegenseitigen Verhältnisse vollkommen passende und großmüthige Weise bethätigte? Weiß sie, kann sie wissen, auch nur vermuthen, welche vielfache Ergebenheit in meinem Benehmen gegen sie liegt? Sagte ich nicht immer bei mir: „sobald Regina das Gefühl argwöhnen wird, welches mich hier festhält, werde ich an demselben Tage aus ihrem Hause schimpflich fortgewiesen werden?"

Diesen Morgen traf ich, aus dem Hause des Capitains Just zurückkehrend, Leporello; ich brachte ihn zum plaudern, um zu erfahren, was man in der Oeffentlichkeit von dem Duelle spreche, bei welchem Herr Duriveau so schwer verwundet wurde, daß man noch jetzt nicht weiß, ob er mit dem Leben davonkommen werde; man ist darüber einig, wie Leporello sagt, daß dieser Zweikampf eine politische Ursache habe, da der Capitain, wie es heißt, sich zu republikanischen Ideen bekenne. Ich hatte wegen dieses Duelles bereits sowohl Astarté, als auch die Kammerfrau der Marquise von Hervieux gefragt, Beide durch ihre Gebieterinnen verschiedenen Gesell-

schaftskreisen angehörend. Ihre Antworten bewiesen mir, daß man die nämliche Meinung von diesem Duelle hege, und daß der Name der Prinzessin bei dieser Gelegenheit niemals ausgesprochen wurde. Die Vorsichtsmaßregeln des Capitains Just, dem Herrn Duriveau gegenüber, waren also vortrefflich; sie bewährten einen Mann von viel Herz, von großem Tact und viel Geist. Diesen Abend bei dem Diner benahm sich der Prinz gegen seine Frau mit einem mürrischen und angreifenden Humor; sonderbar! bei seiner Heimkehr von der Jagd, schien er bei der Nachricht von der Verwundung des Capitains Just, aufrichtig betrübt, und war's auch, dessen bin ich gewiß. Seine erste Regung war loyal, edelmüthig gewesen; aber in dem Maße, als der Zustand des Capitains sich besserte, begann der Prinz, über die von der Sucht politischer Duelle befallenen Personen zu spotten, mit der übrigens allerdings verständigen Bemerkung, daß, einem Manne die Kehle abzuschneiden, eben nicht der beste Beweis sey, den man von der Ueberlegenheit seiner Meinung geben könnte, 2c. 2c.

Diese Spöttereien, sichtbar auf den Capitain Just gemünzt, mußten der Frau von Montbar doppelt schmerzlich fallen, ihr ... der einzigen Ursache dieses Duelles, bei welchem der Capitain Just so muthig sein Leben gewagt hatte. Es giebt Verhängnisse, welche die Ehemänner antreiben, gerade das zu sagen und zu thun, was sie ihren Frauen unangenehm und oft verhaßt machen kann; so war an diesem Abende der Text der Spöttereien des Prinzen der erste Besuch, den ohne Zweifel der Capitain Just seiner Frau machen würde. „Von einem

Degenstiche sich wieder erholen, das macht sich immerhin sehr gut," sagte der Prinz hohnlächelnd, „man läßt eine so schöne Gelegenheit nicht entschlüpfen, sich interessant zu zeigen. Man trägt den Arm in der Schlinge, das Gesicht noch ein wenig blaß, und nachdem man sich bescheiden nöthigen ließ, erzählt man die wüthenden Säbelhiebe, die man gegeben und empfangen hat . . . dann zittern die armen Frauen bei diesen des Ariosto würdigen Erzählungen, ꝛc."

Regina litt offenbar bei diesen boshaften Späßen, sie litt um so mehr dadurch, als sie gezwungen war, sich zu bewältigen, und das sardonische Feuer ihres Gatten durch große Kälte und erkünstelte Gleichgültigkeit auszulöschen. Endlich verließ sie, auf's Aeußerste getrieben, den Speisesaal unter dem Vorwande von Kopfweh; der Prinz blieb bei der Tafel; ich war aus so vielen Gründen mit der peinlichen Lage Reginens so beschäftiget, daß ich, als Herr von Montbar einen Löffel von mir verlangt hatte, vergaß, ihm denselben, wie es sich schickte, auf einem Teller zu reichen, und die Enormität beging, ihm diesen Löffel von Hand zu Hand zu geben. Anstatt ihn zu nehmen, maß mich der Prinz mit sardonischer Miene, und sagte zu mir: „Sie haben bei dem Herrn Doctor Clement das Bedienen gelernt?"

Und als ich ihn ganz bestürzt anschaute, fügte er bei: „Einen Löffel reicht man so ohne alle Umstände wahrscheinlich bei den Aerzten?"

Der Kammerdiener des Prinzen, der arme alte Louis, kam mir zu Hülfe; er näherte sich mir, und sagte mit

einem kläglichen Tone ganz leise zu mir: „Auf einem Teller doch ... auf einem Teller!!“

„Um Vergebung, Prinz,“ sagte ich zu meinem Gebieter, indem ich meine Vergessenheit wieder gut machen wollte; aber er wendete sich zu seinem Kammerdiener, und sagte zu ihm: „Louis, geben Sie mir einen Löffel,“ was der alte Diener that, indem er mich bestürzt anschaute.

Ich kann übrigens nicht länger daran zweifeln, ich mißfalle dem Herrn von Montbar; der dem Anscheine nach sehr unbedeutende Vorfall an diesem Abende, mit andern nicht minder bedeutungsvollen Kleinigkeiten verglichen, verschaffen mir diese Ueberzeugung. Dieß erschreckt mich, nicht wegen der hochmüthigen Aeußerungen, der Härten, mit denen der Prinz mich überhäufen kann; Herr von Montbar, den ich berauscht aus einer gemeinen Kneipe kommen sah, worin er die Nacht verlebt hatte, kann mich nicht erniedrigen. Ich war durch das Herz immer über meine Stellung erhaben, wie unglückselig sie auch war, und ich hatte diesen vornehmen Seigneur, meinen Gebieter, ausschweifend unter die seinige fallen sehen; allein es handelt sich hier nicht um moralische Ueberlegenheit; ich bin der Diener dieses Mannes... er kann mich aus seinem Hause entlassen. Ich werde also durch große Zuvorkommenheit, durch Eifer und Unterwürfigkeit, die Art von Widerwillen zu besiegen trachten müssen, den ich dem Herrn von Montbar einflöße, damit er mich in seinem Dienste behalte. Der Kelch ist oft sehr bitter . . .

10. Februar 18 . .

Welch' ein Morgen! Ich glaubte wahnsinnig zu

werden. Es ist eilf Uhr Nachts ... ich bin so eben heimgekehrt; ich wüßte nicht zu sagen, durch welche Stadttheile ich rannte. Dieses tolle Rennen hat mich abgehetzt; ich bin von Müdigkeit erschöpft; aber ruhiger. Ich will mich erinnern ... wenn ich es wage...

Ich bin frühzeitig aufgestanden, und zu dem Baron von Noirlieu gegangen. „Mein Gebieter ist noch immer im nämlichen Zustande,“ antwortete mir Melchior. Ich bin heimgekehrt, und habe mich damit beschäftiget, die Wohnung meiner Gebieterin zu ordnen, wie wir Domestiken zu sagen pflegen. Ich beginne immer mit dem Wartsalon, dann mit dem andern Salon, und schließe mit dem Sprachzimmer, worin meine Gebieterin sich immer aufhält, und mit der kleinen Gemäldegallerie, von welcher eine Thüre in das Schlafzimmer der Prinzessin führt. Ich beschäftigte mich anfangs mit dem Sprachzimmer: diese von meinen Dienstgenossen gewöhnlich mit Langeweile oder Unbekümmertheit verrichteten Arbeiten, haben für mich einen unaussprechlichen Reiz; sie sind die Quelle einer Menge von Genüssen. Diese eleganten Gegenstände, diese prächtigen Möbel, mit denen meine schöne Gebieterin sich umgiebt, oder die sie benützt, ordnen und von dem kleinsten Stäubchen säubern; den durchsichtigen Glanz dieses Spiegels in gutem Stande erhalten, der so oft ihre Züge wiederstrahlt, nicht durch Sorglosigkeit die Farben dieser Gemälde dunkeln lassen, auf denen bisweilen ihre Augen so lange verweilen; einen stets gleichen Schimmer dem buntfarbigen Schmelze dieser Porcellangefäße geben, auf denen das Gold mit den lebhaftesten Farben sich vermischt, prachtvolle Vasen,

die sie so gerne eigenhändig mit Blumen füllt, ist meine Freude, und mit welchem Vergnügen, mit welcher Liebe berühre ich diese tausend Kunstgegenstände, kleine Meisterwerke von getriebener oder Bildhauerarbeit, kleine Statuen, Figürchen, Bas=reliefs von Silber, von Elfenbein, von vergoldetem Silber! Meine Gebieterin hat sie berührt, wird sie noch so oft berühren, um ihre Niedlichkeit und ihre köstliche Ausführung zu bewundern... Und die Sachen, deren sie sich täglich bedient; ihre goldene, in ein Pettschaft von Karneol auslaufende Feder, die ich sie so oft an ihre Lippen drücken sah, wenn sie nachsinnend im Momente des Schreibens eine Pause machte? und ihr Krystallfläschchen, das sie oft so lange in ihrer kleinen Hand behält, und ihr Tischchen von Rosenholz, auf das sie so häufig sich mit dem Elbogen lehnt, ihre schöne Stirne melancholisch auf ihre Hand gesenkt ... o! mit welchem Glücke, mit welcher Vergötterung, und oft, ach! mit welcher Wonnetrunkenheit, lege ich meine Hände auf diese geheiligten Reliquien meiner liebevollen Verehrung!

Wie oft sagte ich bei mir: „Würde nicht der verliebteste Liebhaber mein Loos beneiden? Im Heiligthume der angebeteten Frau leben, seyn, wo sie ist, die Luft athmen, die sie athmet, sehen, was sie sieht, berühren, was sie berührt, ihr Taschentuch aufheben, ihren Handschuh, ihren Blumenstrauß; ihr das Buch geben, welches sie wünscht, ihr das reine Wasser einschenken, in welches sie ihre Lippen taucht, ihr das Krystallbecken reichen, in das sie ihre rosigen Finger senkt, sie durch Herablassen eines Vorhanges gegen einen Sonnenstrahl schützen, das

Feuer wieder anfachen, an dem sie sich wärmet, einen Polster unter ihre kleinen Füsse schieben, einen Atlaßmantel um ihre weißen Schultern schlingen, mit aufmerksamem Blicke ihren kleinsten Wünschen zuvorkommen, darauf sinnen, ihr selbst die Mühe des Verlangens zu ersparen, ihren Befehlen gehorchen, mit einem Worte, sie bedienen ... ist dieß nicht ein ideales Glück? Leistet nicht der stolzeste, hochmüthigste Liebhaber, wäre er auch ein Prinz, wäre er auch ein König ... mit Liebe, mit Wonne seiner Geliebten alle diese Dienste, die ich der meinigen leiste? Sagen wir nicht Beide: meine Gebieterin? Ich bin Diener, ein gebrödeter Mensch... gleichviel!... Ich bediene meine Gebieterin als Liebhaber; keine menschliche Macht kann mir dieses allaugenblickliche Glück rauben... Ja, dieses Glück ist groß; es giebt aber auch schreckliche Folgen dieser häuslichen Vertraulichkeit. Ich erfuhr dieß heute auf eine fatale Weise. Es war der Tag des Wechsels der Blumen, einer von meinen guten Tagen... Sie liebt die frischen Blumen so sehr! ferner verläßt sie sich sehr oft hinsichtlich der Mühe, sie zu ordnen, die Farben und das Laubwerk zu gruppiren, nur auf sich; dann helfe ich ihr bei dieser Arbeit, die wir Beide allein vollbringen.

Ich habe also eine große Menge von Blumentöpfen auf den Teppich in Bereitschaft gestellt, in den Blumenkasten und in die Vasen gebracht zu werden. Es blieb mir im Sprachzimmer nichts mehr zu thun übrig, als den Lehnstuhl abzustäuben, auf welchem meine Gebieterin gewöhnlich sitzt, halb hingestreckt. Die weiche Schwellung dieses Möbels hat fast den Abdruck von

Reginens reizendem Leibe behalten; der Atlaß ist an der Stelle, wo sie ihren Kopf anlehnt, ein wenig schimmernd; überall duftet es jenen sanften, mit frischem Eisenkraute vermischten, den Kleidungsstücken meiner Gebieterin eigenthümlichen Irisgeruch aus. Ich war allein ich drückte wahnsinnig meine glühenden Lippen auf diesen Atlaß, auf welchem ihre Haare, ihre Wange, ihre Hand, ihr Leib geruht hatten. Ich sog mit Leidenschaft den wollüstigen Duft ein, den sie zurückläßt. Ich küßte die Fußbodenplatte von Sammet, auf der sie ihre Füsse kreuzt ... ihre kleinen Füsse, die ich in meiner Hand hielt. Das ist ein Wahnsinn, allein für mich leben, athmen, beben diese Spuren ihrer Gegenwart; es ist ihr Haar, ihre Wange, ihre Hand, sie selbst ... Ich ging dann in den Gemäldesalon, der auf der einen Seite mit ihrem Sprachzimmer, auf der andern mit ihrem Schlafzimmer in Verbindung steht. Außer diesen Gemälden giebt es einige alte Möbel in diesem Gemache: an dem einen seiner Enden, oberhalb einer sehr schönen Ebenholztruhe im Geschmacke der Renaissance, befindet sich ein Venetianerspiegel, in einen bewundernswürdig geschnitzten Rahmen gefaßt, dieser Spiegel hangt der Thüre von Reginens Schlafzimmer gegenüber. Ich stand ganz nahe bei dieser Thüre, beschäftiget, ein anderes Ebenholzmöbel mit einem Stücke Sarsche zu bohnen, als ich Reginens Stimme hörte, die zu ihrer Kammerfrau sagte: „Mademoiselle, kann ich aufstehen? Ist mein Bad bereit?"

„Sogleich, Frau Prinzessin," antwortete, Juliette aus dem Hintergrunde des Toilettecabinetes, wo sie ohne Zweifel

beschäftiget war, „ich muß nur noch die Eisenkrautessenz in's Wasser gießen."

Ihr Bad! . . .

„Es ist bereit. Madame können jetzt aufstehen," erwiederte bald Juliette.

Und ich hörte das leichte Rauschen der seidenen, ohne Zweifel zu den Füssen des Bettes zurückgestreiften Decken. Sie stand auf! . . . Sie stieg in's Bad! . . . Nach Verlauf eines Augenblickes sagte sie zu ihrer Kammerfrau: „Machen Sie dieses Bad ein wenig wärmer, ich finde es kalt, sorgen Sie dafür, daß mein Bademantel recht warm ist."

„Ja, Madame."

Ich blieb unbeweglich stehen, einer unaussprechlichen Verwirrung preisgegeben. Das erlauschend, so zu sagen, was ich nicht sehen konnte, oder vielmehr mit den Augen des Gedankens allen Bewegungen meiner schönen Gebieterin folgend. Bei diesen verzehrenden Gedanken pochten die Adern meiner Schläfen so heftig, daß ich ihren dumpfen Schlag inmitten der tiefen Stille unterschied, welche in diesem abgelegenen Gemache herrschte. Mein Kopf verwirrte sich; ich wollte fliehen . . . ich vermochte es nicht; meine Knie zitterten; ich stützte mich auf das Möbel, das ich reinigte; eine schmerzliche Blendung umflorte meine Augen. Ich blieb einige Augenblicke unfähig, zu sehen, zu fühlen. Die Stimme der Prinzessin brachte mich wieder zur Besinnung; sie sagte zu Julietten: „Ich werde nicht länger mehr im Bade bleiben; geben Sie mir meinen Bademantel."

Nach einer Secunde erwiederte Juliette. „Hier ist er, Madame.

„Geben Sie ihn her," versetzte meine Gebieterin. Doch fast im nämlichen Momente rief sie mit einer ärgerlichen Miene aus: „Da sehen Sie, meine Haare sind aufgegangen ... lassen Sie diesen Bademantel da, und binden Sie sie wieder auf. Sie sehen wohl, daß sie in das Wasser tauchen ..."

Und ohne Zweifel stand nun Regina, durch ihr prächtiges schwarzes Haar halb verschleiert, wie die antike Nymphe, aufrecht in ihrer Muschel von weißem Marmor. Ungefähr eine Viertelstunde später befand ich mich am äußersten Ende der Gallerie, mit einem trockenen Pinsel die sehr vertieften Schnitzarbeiten des großen Venetianerspiegels reinigend, dessen kronenförmiger Zierrath sich vorwärts neigte, anstatt sich an die Wand zu schmiegen. Plötzlich erhellte sich dieser bisher dunkle Spiegel, denn er wiederstrahlte nur eine am äußersten Ende der Gallerie befindliche Thüre von geschnitztem Holze, die Thüre des Schlafzimmers der Prinzessin. Folgendes Bild spiegelte sich, kaum eine Secunde lang, vor meinen Augen darin ab. Meine Gebieterin ihre prächtigen Haare noch ein wenig in Unordnung, die Schultern und Arme nackt, ihr schneeweißer Busen kaum durch den mit Spitzen garnirten Batist verhüllt, den zwei kleine Smaragdknöpfe nicht mehr schlossen ... in einer Ecke ihres Kamines auf einem kleinen mit blauem Stoffe überzogenen Stuhle sitzend, halb sich bückend, zog über ihr feines und rundes Bein einen Strumpf von perlgrauer Seide, und befestigte ihn oberhalb ihres Knie's mit einem Strumpfbande von carmesinrothem Atlaß mit goldenem Schließhaken, während ihr rechtes, noch nack-

tes, elfenbeinblankes Bein an Weiße mit dem Hermelinteppiche wetteiferte, auf den ihr kleiner Fuß mit bläulichen Adern und rosigen Zehen sich stützte.

Ich hörte das Geräusch einer Thüre, die sich schloß; alsogleich wurde der Spiegel dunkel, die strahlende und wollüstige Erscheinung war verschwunden ... Ich wähnte, von einem Traume geäfft zu seyn; ein leichter vertraulicher Schlag auf meine Schulter durchbebte mich. Ich kehrte mich um: Mademoiselle Juliette war's.

„Ich denke, mein lieber Martin," sagte sie lachend zu mir, „daß Sie gewaltig in das vertieft sind, was Sie thun ... ich trete aus dem Zimmer der Madame, und Sie hören mich nicht einmal kommen."

„Ich ... ich ... putzte diesen Spiegel," antwortete ich stotternd.

„Ich weiß es wohl, nichts stört Sie in dem, was Sie thun; Sie sind sehr glücklich. Doch sagen Sie mir, sind die Blumen der Madame gekommen?"

„Sie sind im Sprachzimmer, Mademoiselle," versetzte ich, meine Kaltblütigkeit wieder gewinnend.

„Gut," entgegnete mir Mademoiselle Juliette, „ich werde Madame davon in Kenntniß setzen; sie läßt Ihnen sagen, daß Sie auf sie warten, um die Blumen in die Blumenkästen zu ordnen. Sie wissen, daß dieß oft ihre leidenschaftliche Liebhaberei ist."

„Sehr wohl, Mademoiselle, ich werde auf Madame warten."

„Sie wird nicht lange ausbleiben, sondern nach dem Kämmen und Frisiren hier seyn, denn ich werde sie erst nach dem Frühstücke einschnüren."

Und Juliette verließ mich. Als sie die Thüre des Zimmers der Prinzessin öffnete, erhellte sich der Venetianerspiegel, auf den ich wider meinen Willen die Blicke warf, von Neuem ... ich sah nur den kleinen blauen Stuhl in der Ecke des Kamines von weißem Marmor. Bald trat Regina in ihr Sprachzimmer, in welchem ich mit den ganz in Bereitschaft gesetzten Blumen auf sie wartete.

Nie hatte ich die Prinzessin in einer strahlenderen Schönheit, in einer jugendlicheren Frische gesehen. Ich weiß nicht, warum es mir dünkte, daß sie in einem jener Momente seyn mochte, wo die bescheidensten Frauen sich instinktmäßig sinnlich-schön wissen ... fühlen. Man hätte meinen mögen, daß sie gehend größer würde; ihre kleinen rosigen Nüstern dehnten sich aus, ihr Busen pochte langsam, während, noch feucht von dem lauen, parfümirten Bade, ihre schönen Arme halb aus den wehenden Aermeln ihres Hauskleides von weißem Kaschemir hervorragten, dessen wollreiche Falten diesem göttlichen Leibe zärtlich zu liebkosen schienen. Meine Gebieterin war, wie ihre Kammerfrau mir unbesonnen gesagt hatte, noch nicht eingeschnürt. So groß war die natürliche Eleganz ihres geründeten Oberleibes, daß man hätte meinen mögen, er sey aus Marmor gehauen, so groß war die schlanke Geschmeidigkeit ihres Wuchses, daß er fast von einer übertriebenen Feinheit zu seyn schien, da sie mit einer Knotenschnur von Purpurseide eng gegürtet war. Ohne Zweifel fühlte meine Gebieterin den Eindruck eines heitern und glücklichen, vielleicht verliebten Gedankens, denn ihre liebreizenden Züge waren sanft verklärt; dann rief sie aus, die Masse von Blumen be-

trachtend, mitten unter denen sie mit einem langsamen Entzücken voranschritt: „Mein Gott! die schönen Camelien, die schönen Schlüsselblumen, die schönen Rosen. Wie frisch und glänzend dieß Alles ist!“

Ich half ihr die Blumen ordnen; ich brachte sie ihr, und sie stellte sie dann selbst in die Vasen, das Laubwerk und die Farben mit auserlesenem Geschmacke mischend und gruppirend. Der Blumenkasten, welcher ihren Schreibtisch umgab, überragte fast den Teppich nicht; um ihn zu besetzen, mußte meine Gebieterin niederknien, während ich stehend, zu ihr mich bückend, die Blumen je nach ihrem Verlangen ihr brachte; ich war nun so nahe bei ihr, daß das sanfte Gemisch von frischem Eisenkraut und Iris, welches von ihr empordunftete, mir bisweilen wie ein berauschender Dunst in den Kopf stieg ... wenn sie dann, immer noch unter meinen Augen knieend, vorrückte, oder sich hier und da neigte, um den Zweig eines Gesträuches aufzurichten, einige unter den Blättern verborgene Blumen an's Licht zu ziehen, folgte ich wider meinen Willen mit einem verwirrten Blicke den Wellenbewegungen dieser feinen, üppigen Taille, deren Schätze sich bei jeder neuen Bewegung verriethen. Ich hätte mich beinahe verrathen; das Lächerliche rettete mich. Es war nur noch eine große und prächtige Vase von sächsischem Porcellan zu füllen, emailirt mit großen Blumen von erhabener Arbeit, und deren Henkel, ebenfalls von Porcellan, Weinreben von unglaublicher Zartheit vorstellten; diese Verzierung machte die Vase so zerbrechlich, und meine Gebieterin legte so viel Werth darauf (sie hatte ihrer Mutter gehört), daß sie selbst ein sehr schönes

crinum *) im Topfe, eine Blume mit purpurfarbener Doldentraube vom lieblichsten Dufte, und deren lange Blätter garbenförmig zierlich herabfallen, hineinstellen wollte. Den Blumentopf in meinen Händen haltend, reichte ich ihn meiner Gebieterin. Der Zufall fügte es, daß eine von Reginens kleinen, so frischen, so lieblichen Händen, die meinige streifte. Diese Empfindung war elektrisch; mein Blut strömte zu meinem Herzen zurück, und durch eine maschinenmäßige Bewegung aus Achtung oder Schrecken, zog ich meine beiden Hände so rasch zurück, daß ich das crinum in dem Momente fallen ließ, da die Prinzessin sich anschickte, es zu empfangen, und der Topf zerbrach auf dem Teppiche.

„Mein Gott! wie ungeschickt Sie sind!" rief meine Gebieterin ärgerlich aus, als sie diese prächtige Blume auf ihrem Stengel zerbrochen sah.

„Ich bitte sehr um Verzeihung, Frau Prinzessin; ich glaubte, daß Madame Alles hielten ... dann hab' ich ..."

„Dann haben Sie eine Sottise begangen," versetzte die Prinzessin unwillig, „eine so schöne ... und so seltene Blume."

Und da ich bestürzt da stand, oder vielmehr tausendfach über meine Ungeschicklichkeit erfreut, welche somit Regina hinsichtlich der Ursache meiner Verwirrung irre führte, fügte sie mit übler Laune bei: „Heben Sie doch diese Scherben auf, diese Erde hier auf dem Teppiche."

„Wenn die Frau Prinzessin es erlauben wollen,"

---

*) Hackenlilie. D. Ü.

entgegnete ich, „so werde ich die Pflanze in einen andern Topf umsetzen ... hier ist einer, der groß genug ist."

„Man muß es wohl thun, obgleich die Blume gebrochen ist, das Laubwerk ist so schön, daß es immerhin diese Vase zieren wird."

Und während ich die Zwiebel dieser schönen Pflanze in einen andern Topf steckte, sagte die Prinzessin zu mir: „Stellen Sie ihn dießmal auf den Tisch, oder ich selbst werde ihn nehmen, um ihn in meine Porcellanvase zu thun, auf diese Weise wird man keine Ungeschicklichkeit zu befürchten haben."

Zum Glücke für mich beschloß die Prinzessin, nachdem sie, ihrer Gewohnheit gemäß, gegen drei Uhr sich fortbegeben hatte, um zu erfahren, ob ihr Vater sie empfangen könne, ihren Tag bei Madame Wilson, wo sie dinirte. Der Prinz dagegen dinirte im Club. Ich verließ das Hôtel, wie ein Verrückter dahinschreitend, ohne zu wissen, wohin ich ging, von den wollüstigen und glühenden Erscheinungen dieses verwünschten Morgens verfolgt. Regina, mit aufgegangenen Haaren und in ihrer marmornen Badewanne stehend ... Regina, in der Ecke ihres Kamines sitzend ... Ich kann nicht vollenden, diese Erinnerungen verzehren, tödten mich. O! sterben ... sterben, oder lieber diese namenlosen Qualen fliehen, die ich nicht ahnete. Nein, ich werde nicht in diesem unseligen Hause bleiben, der Anschlag des Grafen Duriveau ist vereitelt. Regina bedarf meiner nicht mehr, ich will fliehen, ich würde wahnsinnig werden ..

11. Februar 18 . .

„Nein, ich darf nicht fliehen, dieß wäre feige, dieß

wäre unwürdig. Regina bedarf meiner noch mehr vielleicht, als früherhin, meine Ahnungen täuschen mich nicht; dazu sind sie zu schmerzlich. Regina liebt den Capitain Just, oder wird ihn lieben...

In Gegenwart des schrecklichen Einflusses, den eine solche Liebe auf die Ruhe, auf das Schicksal Reginens haben kann, ist es mir nicht erlaubt, zu fliehen; meine Ergebenheit kann ihr noch nützlich seyn. Aber was soll ich thun, mein Gott! was soll ich thun? Ich bin ein Mensch, ich bin jung, ich liebe wahnsinnig, und sie ist immer da! „Was ich thun soll? Bändige Dich, bekämpfe Dich! verschließ die Augen vor dem Strahlenden in der Schönheit Deiner Gebieterin, verschließ Deine Ohren vor dem allzu Verführerischen in ihrer Stimme, ersticke die Bebungen Deines Herzens, lösch aus die Gluth jener Wünsche, die ein Wort, ein Blick, eine Bewegung dieser Frau entflammen, die Du verehren sollst, und welche Du durch strafbare Einbildungen beschimpfest; ersäufe diese schmähliche Liebe in der bittern, gewaltigen, gräßlichen Lächerlichkeit, die für Dich aus dem Gedanken hervorgehen muß: „Ein in seine Gebieterin verliebter Diener, und vorzüglich wenn diese „Gebieterin die stolze Prinzessin von Montbar „ist."

Thu Besseres: erinnere Dich an die strengen Lehren Claude Gerard's, denke über diese beiden Triebfedern jeder männlichen und hochherzigen Seele nach: „Die Pflicht, das Opfer..."

Ich werde mich hingeben, ich werde mich aufopfern, Ich bleibe.

13. Februar 18 . .

Gestern bin ich ausgegangen, und habe mich nach dem Befinden des Capitains Just erkundiget; er ist völlig genesen, und am vorigen Tage ausgefahren; nach meiner Rückkehr sagte ich zu Reginen, und, wie immer, ohne ihre Frage zu erwarten: „Frau Prinzessin, der Herr Capitain Just befindet sich so gut, daß er gestern ausgefahren ist."

„Ah! desto besser," antwortete sie, „dann hoffe ich das Vergnügen zu haben, in einigen Tagen ihn zu sehen."

Regina sagte dieß eben nicht mit erkünstelter Gleichgültigkeit, aber mit einem ziemlich zurückhaltenden Tone, um die Gemüthsaufregung zu verhehlen, welche ihr der Gedanke verursachte, in immer größerer Bälde den Capitain Just zu sehen. Gestern beobachtete ich sie; sie war zerstreut, nachsinnend, unruhig; einmal schellte sie mir; ich kam, dann sagte sie, weil sie ohne Zweifel den mir ertheilten Befehl vergessen hatte, bei sich selbst: „Was wollte ich denn?" und fügte bei: „Ah! sagen Sie am Thore, daß ich diesen Morgen empfange..."

Dieser Befehl fiel mir auf. Regina mußte überzeugt seyn, daß der Capitain Just weder zur Zeit seines ersten, noch zur Zeit seines zweiten Ausganges sie besuchen würde. In den Augen der Welt, welche die wahre Ursache des Duelles nicht kannte, hätte diese Eile eine allzu große Vertraulichkeit verrathen, während auch Regina in der Beschleunigung dieses Besuches eine Art wenig zartsinniger Eile von Seite Just's sehen konnte, zu kommen, um den Ausdruck des Dankes zu empfangen, den er verdiente. Dennoch war ich darüber erstaunt, daß Regina,

da sie Just an diesem Tage nicht erwartete, ihre Thüre Gleichgültigen öffnete, deren Gegenwart ihr inmitten ihrer Gedanken unerträglich seyn mußte. Ich vollzog übrigens ihre Befehle, und meldete nach und nach bei der Prinzessin: den Herrn Baron von Erfeuil, den der Prinz eben so schön als dumm fand; den Grafen von Hervilliers, eine Art von Coloß mit eherner Stimme, der sich bitten läßt Hirtenlieder zu singen, und endlich Herrn Dumolard, den ungeheuern Bruder der Madame Wilson.

Die Prinzessin schellte mir, um mir aufzutragen, Holz zu bringen, kurze Zeit nach der Ankunft des letzten Besuchers; ich war erstaunt, das Gespräch sehr lebhaft zu finden, und Regina, mit leicht gerötheter Wange eifrig über eine, in so weit ich es beurtheilen konnte, völlig nichtige Sache sprechen zu hören. Ohne Zweifel die Einsamkeit fürchtend, wollte sie sich betäuben, oder bis zum andern Tage die Zeit tödten, einem Tage, an dem sie eine für sie so wichtige Unterredung mit dem Capitain Just zu haben glaubte. Ich täuschte mich nicht: nach Verlauf von zehn Minuten wurde ich durch die Schelle der Prinzessin von Neuem gerufen; ich wollte die Thürvorhänge lüften, als ich den schönen von Erfeuil flüstern hörte: „Wahrhaftig, Prinzessin, es ist charmant von Ihnen, dieses Stegreiftheater und Souper so artig anzunehmen."

„Ich nehme an," erwiederte die Prinzessin, „aber unter der Bedingung, daß Madame Wilson mich begleite, denn Herr von Montbar dinirt diesen Abend nicht hier."

In dem Momente, da ich eintrat, rief Herr Dumolard

aus: „Ich bürge für meine Schwester, sie hat heute Abends nichts zu thun; ich will sie in Kenntniß setzen; sie wird Sie erwarten, Frau Prinzessin, und auch ich werde der Ehrenhüter von Beiden seyn. Ah! wollen Sie nicht meinen Wagen benützen? Ich leihe ungemein gerne meinen Wagen aus, das ist meine schwache Seite, ja ja!“

„Sie sind zu gütig,“ antwortete die Prinzessin lächelnd, und sagte zu mir: „Sie werden meinen Wagen bis halb sieben Uhr bestellen.“

In dem Momente, da ich hinausging, sagte der Baron von Erfeuil zur Prinzessin: „Die Melodramen sind so dumm wie ich weiß nicht was, aber gleichviel, ich sehe Alles gerne.“ Und der junge schöne Mann lächelte mit einer maliziösen Miene.

„Ich dagegen komme gerne bei der Hälfte an, das ist viel drolliger,“ äußerte der dicke Herr Dumolard; „dieß macht die Wirkung einer Charade, man sucht das Wort bis zum Ende, und...

Da ich mich leider immer mehr entfernte, entging mir das Ende dieser schönen Erwägung. „Es ist sonderbar,“ dachte ich fortgehend, „es scheint mir, daß ich etwas Anderes zu sagen fände, wenn ich die Ehre des Zutrittes im Salon der Frau von Montbar genösse.“

Die Prinzessin ist gegen ein Uhr Morgens heimgekehrt; ihre Physiognomie war nicht traurig, niedergeschlagen, wie ich sie mehrmals vom Balle nach Hause kommen sah; sie war sinnend, überlegsam, fast streng. Kein Zweifel mehr: indem Regina diese Theaterpartie,

dieses improvisirte Souper annahm, hatte sie ihren Geist gewaltsam von schwerem, für sie vielleicht beunruhigenden Gedanken abzuziehen gesucht. Eine Ahnung sagte mir gestern, daß der Capitain Just heute kommen würde; ich hatte mich nicht getäuscht.

Diesen Morgen sagte Regina, nachdem ich ihr den Thee gebracht hatte, mit der natürlichsten Miene von der Welt zu mir: „Sie werden am Thore melden, daß ich nur für Herrn von Erfeuil, Herrn Dumolard, oder Herrn von Hervilliers zu Hause bin, wenn sie erscheinen."

Ich war über diesen Befehl erstaunt; in dem Momente, da ich mich entfernte, fügte die Prinzessin bei: „Auch für Herrn Just Clement werde ich zu Hause seyn, wenn er ... zufällig kommt." Nun begriff ich Alles. Regina hat den nämlichen Gedanken gehabt, wie ich; sie weiß gewiß, daß Just kommen wird, und um allein bei ihm zu seyn, läßt sie ihr Thor vor Jedermann verschließen, mit Ausnahme von drei Personen, die, da sie gestern kamen, sicher heute nicht kommen dürften. Ich errieth endlich, daß Just, in Folge einer Bedenklichkeit von ausgezeichnetem Zartgefühle, Regina nicht hatte bitten wollen, ihn, wie früherhin, zu einer besondern Stunde zu empfangen. Gerade deßhalb, weil Regina seit dem Duelle ihm viel verdankte, fürchtete er ohne Zweifel, sie auch nur um den mindesten Vorzug zu ersuchen... Gegen zwei Uhr hörte ich draussen vor dem Thore des Hôtels einen Wagen halten, wahrscheinlich einen bescheidenen Fiacker, denn nur die Privatequipagen fuhren in den Hof, da Herr Romarin, der Portier, hinsichtlich dieser Weisung sich unbeugsam verhielt. Ich näherte mich einem

der Fenster des Wartsalons, und sah, die Vorhänge ein wenig lüftend, den Capitain durch den Hof gehen, nachdem er sich ohne Zweifel bei der Loge erkundiget hatte, ob die Prinzessin zu Hause sey. „Guten Morgen, Martin," sagte er eintretend herzlich zu mir, „guten Morgen, mein Freund, kann die Frau Prinzessin mich empfangen?" „Ja, mein Herr." Und ich ging ihm in den Salon voraus, welcher das Gemach, worin ich gewöhnlich mich aufhielt, von Reginens Sprachzimmer trennt. Ich öffnete einen Thürvorhang, und meldete meiner Gebieterin: „Herr Capitain Just!" Regina saß. Sie erröthete ein wenig, und wendete sich zu Just, dem sie rasch die Hand reichte, indem sie mit bewegter Stimme zu ihm sagte: „Ich fühle mich glücklich, Sie wieder zu sehen, Herr Just." Indem ich den Zipfel des Thürvorhanges wieder fallen ließ, entfernte ich mich mit gebrochenem Herzen, langsam durch den Salon schreitend, von wo aus ich hätte horchen können, allein ich dachte nicht daran, ich würde zu viel gelitten haben. Ich setzte mich traurig an den Tisch, an dem ich gewöhnlich verweile, und verbarg mein Gesicht in meinen Händen. „Was sagen sie sich?" dachte ich gramvoll... Just hatte mit einem vollkommenen Tacte die Klippe des Armes in der Schlinge vermieden, eine vermuthete Lächerlichkeit, über welche der Prinz zum voraus sich so sehr lustig machte; eine kleine Beschwerde in der Gliederfuge, die sich durch die Art verrieth, auf welche der Capitain seinen Hut in der Hand hielt, war die einzige sichtbare Spur seiner Wunde; er hatte mir niemals schöner geschienen, als heute, im Besitze jener männlichen und zugleich anmuthigen Schön-

heit, die ihn auszeichnet; seine kurzen Haare, und zugleich kastanienbraun, wie sein Knebelbart, seine blauen, großen und sehr schönen Augen, seine breite, intelligente, ruhmvoll benarbte Stirne, sein von der Sonne verbrannter Teint, sein fast blonder Knebelbart, sein liebliches und feines Lächeln, sein kräftiges Kinn, verliehen seinen Zügen einen seltenen Charakter von Freimüthigkeit und Energie; da er weit größer ist, als der Prinz, so zeigt sein Gang, ohne die militärische Steife zu haben, eine gewisse Festigkeit und Entschiedenheit, welche von der Gewohnheit herrührt, die Uniform zu tragen, und contrastirt auffallend mit jener Art von Schlendern, die, übrigens nicht ohne Eleganz, der Haltung des Herrn von Montbar und der Männer nach der Mode, welche Regina empfängt, eigenthümlich ist; der nämliche Contrast existirt zwischen dem prachtverkündenden, auserlesenen Anzuge des Prinzen, und der Strenge der Bekleidung Just's. Dennoch schloß diese Strenge die Eleganz nicht aus; sein schwarzer, gekreuzter, und bis zum rothen Bande, das er trägt, zugeknöpfter Ueberrock, war kurz, und begünstigte vortrefflich seinen Wuchs, welchen die kräftige Breite seiner Schultern noch schlanker und eleganter erscheinen ließ; sein trauergraues Beinkleid spannte sich über einen bei der hohen Gestalt des Capitains eben so merkwürdig kleinen Fuß, als es seine sorgfältig schwarzbehandschuhte Hand war. Mit einem Worte: der Prinz und er, Beide jung, Beide schön, waren eben so sehr moralisch als physisch verschieden. So errieth man aus der ruhigen, gelassenen, fast trägen, obgleich ein wenig hochmüthigen Physiognomie des Herrn von Montbar, aus seiner behaglichen, sorglosen

Haltung, den müssigen Modeherrn, dessen Leben leicht, glücklich, kampflos und ohne Sorge, ohne ernste Pflichten, verfloß, während die fast strenge Haltung des Capitains Just, seine männlichen, durch die Strapazen und Gefahren des Krieges, durch tiefes Nachsinnen bereits stark ausgeprägten Züge dagegen verkündeten, daß er an Arbeit, an Pflicht, an Subordination, und gerade deßhalb an strenges Ansehen gewöhnt sey... Eine studirte Vergleichung zwischen dem Aeußerlichen und dem Verdienste Just's und des Prinzen, ist eine sonderbare Sache, und dennoch waren dieß die Gedanken, welche während der Unterredung Reginens und Just's zunächst mich ganz beschäftigten; dann veranlaßten sie die demüthigendste, neidischeste, schmerzlichste Vergleichung zwischen mir und jenen beiden Männern, die bei so vielen Ansprüchen vielleicht Reginens Herz sich streitig machten, während ich... Mein Gott! was litt ich während dieser Unterredung!... Um halb vier Uhr trennten sie sich. Ich hatte mich auf große Anstrengungen des Beobachtens, des Durchschauens vorbereitet, in der Absicht, zu erforschen, mit welchem Eindrucke Just von Reginen schied. Ich hätte mir diese Durchschauungsvorbereitungen ersparen dürfen: Männer vom Schlage des Capitains, suchen selten ihre Gemüthsbewegung zu verhehlen, oder es gelingt ihnen selten. Als er Regina verließ, waren seine Züge entstellt; er schien noch von einem innigen, schmerzlichen Mitleiden durchdrungen, und konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, als er zu mir sagte: „Adieu, Martin." Er betonte das Wort Adieu so sonderbar, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm mit jener Art von Vertraulichkeit, wozu

mein ehemaliger Aufenthalt im Hause seines Vaters mich ermächtigte, zu antworten: „Aber doch auf baldiges Wiedersehen, hoff' ich, Herr Just." Er schüttelte traurig den Kopf, und versetzte: „Nicht auf baldiges Wiedersehen." „Warum denn, Herr Just?" „Ich reise morgen zu meinem Regimente nach Metz." „Wie? so bald, Herr Just?" „Ja. Doch hören Sie, Martin; Sie wissen, daß Sie auf mich zählen können, wie Sie auf meinen armen Vater zählen konnten: in was immer für einer Lage Sie sich befinden mögen, vergessen Sie dieß nicht." „Ich werde mich an die Güte Ihres Herrn Vaters, und an die Ihrige, Herr Just, immer erinnern." „Uebrigens geht es Ihnen hier vortrefflich, nicht wahr?" fragte er mich. „Ja, Herr Just, es geht mir sehr gut." „Ich glaube es, Sie haben ausgezeichnete Gebieter. „Eben recht," fuhr er fort, „wissen Sie, ob Herr von Montbar zu Hause ist?" „Nein, Herr Just, ich sah ihn ausfahren." „Wohlan," sagte er zu mir, indem er mühsam ein kleines Portefeuille aus seiner Tasche zog, da ihm ohne Zweifel seine Wunde noch Schmerzen verursachte, „so bitte ich Sie, bei Herrn von Montbar diese Karte abzugeben," und er bog eine von ihren Ecken ein*), „mit dem Beifügen, daß ich es sehr bedauerte, daß ich die Ehre nicht haben konnte, von ihm Abschied zu nehmen." „Ich werde nicht ermangeln, es zu thun, Herr Just," erwiederte ich, die Karte nehmend. „Also, Martin," sagte der Capitain wohlwollend zu mir, „adieu, mein Freund..." Ich näherte mich dem Fenster, ich sah ihn

*) Bekanntlich zum Zeichen, daß man einen Besuch persönlich machen wollte. D. Ueb.

langsam durch den Hof gehen, und während eines Momentes des Wartens, bis man ihm das Thor öffnete, kehrte er sich um, und schaute ohne Zweifel nach Reginens Fenster, dann ging das Thor auf, und schloß sich wieder hinter ihm. Ich bin überzeugt, daß der sonore Wiederhall dieses Thores ein schmerzliches Echo im Herzen Reginens fand. Mein erster Eindruck, als ich Just's Abreise vernahm, war eine selbstsüchtige, grausame Freude. Der Tag war sehr dunkel; es mußte gleich vier Uhr schlagen, die Stunde, da ich gewöhnlich der Prinzessin Licht brachte. Anfangs zögerte ich, da ich fühlte, daß Regina das Bedürfniß haben dürfte, allein zu seyn, und daß dieses Halbdunkel im Einklange mit der Melancholie ihrer Gedanken stehen möchte. Ich war überzeugt, daß in diesem Momente meine Gegenwart ihr eben so lästig seyn würde, wie eine plötzliche Helle, aber meiner böswilligen Neugier nachgebend, die ich vor mir selbst bemänteln wollte, indem ich sie dem Interesse zuschrieb, welches mir Regina einflößte, nahm ich die Porcellanlampe, die ich gewöhnlich trug, öffnete vorsichtig die Thüre des ersten Salons, deren Geräusch ihre Aufmerksamkeit würde erregt haben, und hatte, da der Teppich meine Schritte dämpfte, den Thürvorhang aufgehoben, bevor Regina mein Herrannahen vermuthen konnte. Bei der blendenden Helle, die plötzlich in Reginens Sprachzimmer drang, sah ich sie in ihrem Lehnstuhle hingestreckt, das Antlitz von Thränen benetzt. Aber alsogleich kehrte sie sich rasch nach dem Kamine, ohne Zweifel, um mir ihre Thränen zu verhehlen, und sagte mit zürnender Stimme zu mir: „Dieses Licht ist

unerträglich. Wer hat Ihnen geschellt?" „Es ist die Stunde, in welcher ich der Frau Prinzessin immer die Lampe bringe, und..." „Genug ... Tragen Sie sie wieder fort. Sie werden sie bringen, wenn ich sie verlange."

6. März 18 . .

...Ich bin von jener kurzen Reise zurückgekehrt, welche Regina unternahm, um sich, ihrer Gewohnheit gemäß, zum Grabe ihrer Mutter, am Jahresgedächtnißtage des Todes derselben, zu begeben. Juliette und ich begleiteten die Prinzessin. Der Wagen fuhr vor dem steinernen Kreuze vorüber, wo ich einst, nach unserer Trennung, Basquinens kleinen, blutbesudelten Shawl wieder fand. Welche Gemüthsbewegung, als ich wieder in das Dorf kam, worin meine erste Jugend bei Claude Gerard verfloß!... Welche Erinnerungen bei dem Anblicke dieses unansehnlichen Kirchhofes, auf dem ich Regina, da sie noch ein Kind war, zum erstenmal gesehen hatte! Wie sonderbar ist mein Schicksal! Ich komme hierher zurück ... mit ihr ... nach so vielen Jahren!!... Die Schmarotzerpflanzen hatten den ganzen Grabstein überwuchert, der Wind das kleine Obdach umgestürzt, das ich einst anfertigte, um Regina gegen ungünstige Witterung zu schützen, wenn sie kam, um zu beten. Sie zeigte sich über so große Sorglosigkeit schmerzlich betrübt, und eben so erstaunt als erzürnt, ihre Absichten seit drei Jahren so schlecht vollzogen zu sehen, während früherhin, sagte sie, das Grab ihrer Mutter immer mit frommer Sorgfalt war gepflegt, mit Blumen und Gesträuchen geziert worden. Ach! Regina sollte noch

immer nicht wissen, daß früherhin ich es war, der diese religiöse Pflicht mit Liebe übernahm... Sie schickte mich zu dem Pfarrer, um mich in ihrem Namen bei ihm zu beschweren, denn sie hatte alle auf die Unterhaltung des Grabes ihrer Mutter bezüglichen Bedingungen angenommen. Der ehemalige erbitterte Feind Claude Gerard's, erkannte mich nicht mehr; er entschuldigte sich schlecht, indem er die sonderbare Ausflucht vorbrachte: „daß nicht mehr, wie ehedem, ein Schullehrer ihm „zu Befehl stehe, um den Kirchhof zu unterhalten, „indem seit achtzehn Jahren eine Brüder*)schule an die „Stelle der Gemeindeschule getreten sey.“ Der Priester hatte seinen Zweck erreicht, der Schullehrer der Gegend, der Mann Frankreichs, war vertrieben worden ... die geheimnißvollen Werkzeuge Roms hatten sich auch der Erziehung dieser armen Gemeinde bemächtiget. Regina hatte mir aufgetragen, das Doppelte, das Vierfache der Summe zu bieten, die sie jährlich bezahlte, unter der Bedingung, daß dieses Grab fortan mit der größten Sorgfalt unterhalten würde; der Pfarrer benahm sich dabei gewissenhaft: er ließ sich das Doppelte der gewöhnlichen Summe bezahlen, und zum voraus; die schönsten Verheissungen kosteten ihm nichts... Sie werden nichtig seyn ... eine Söldlingshand wird das nie thun, was ich so viele Jahre lang gethan habe. Wir sind heimgekehrt. Zwei Briefe des Capitains Just erwarteten die Prinzessin, denn sie correspondirten regelmäßig miteinander ...

---

*) Ein geistlicher Orden. D. Ü.

20. April . .

Himmlische Freuden! ich bin, wie ich hoffe, der Ehrenrettung von Reginens Mutter auf der Spur. Diese am Grabe entwendeten Briefe konnte ich endlich theilweise lesen, in Folge meines einsamen und beharrlichen Studiums der deutschen Sprache, mit dem ich mich seit meinem Eintritte in das Hôtel Montbar wieder eifrig beschäftigte... Ich errathe, ich ahne einen Theil der noch halb in ein Geheimniß gehüllten Wahrheit . . . Welch' einer heldenmüthigen, welch' einer erhabenen Hingebung an die Freundschaft, war, wenn ich mich nicht täusche, Reginens muthvolle Mutter fähig!...

12. Mai 18 . .

Die Fälle nächtlicher Abwesenheit des Prinzen, werden immer häufiger; nach vielen ganz und vergebens am Fenster eines unbewohnten Gemaches zugebrachten Nächten, von wo aus ich den Gang erblicken konnte, der zur kleinen Thüre des Gartens führt, sah ich den Prinzen, in einen Mantel gehüllt, zweimal heimkehren; der gute alte Louis, der ihn ohne Zweifel an einem verabredeten Orte erwartet, stützte ihn. Herr von Montbar gelangt dann in seine Wohnung durch eine Orangerie und einen Gang, wo eine geheime Treppe ausmündet, die in das Zimmer des Louis führt, ein an das Toilettecabinet seines Gebieters anstossendes Zimmer. Seit zwei Monaten scheint die Gesundheit des Herrn von Montbar sich nachtheilig zu verändern, vielleicht in Folge seiner entwürdigenden Excesse; er dinirt jetzt selten mit der Prinzessin, häufige Unpäßlichkeiten vorschützend, um in seiner Wohnung zu speisen; er ist düster, schweigsam, er vernachlässiget sich ... er,

der vor Kurzem in seiner Toilette so auserlesen war. Die Correspondenz der Prinzessin und des Capitains Just währt noch immer fort. Noch diesen Morgen trug ich einen Brief von Reginen fort, den sie ihm an sein Regiment adressirte. Lange Zeit hielt ich diesen Brief in meinen Händen, indem ich mit einer schmerzlichen Herzensbeklemmung und mit einer gramvollen Neugier ihn betrachtete. Einen Augenblick stand ich auf dem Punkte, einen niederträchtigen Mißbrauch des Vertrauens zu begehen. Zum Glücke widerstand ich... Gleichviel, ich weiß, daß sie sich lieben, sie lieben sich... O! was hab' ich gelitten, o! was leide ich bei diesem Gedanken!... Auf! Muth, Muth, armes, gramgebeugtes Herz! Die Entwickelung von Reginens leidenschaftlicher Liebe nahet heran; wie sie auch seyn möge, dieses Ereigniß wird für die Zukunft der Prinzessin entscheidend seyn. Zur Zeit dieser Krisis, vielleicht der wichtigsten ihres Lebens, werde ich ihr vielleicht noch nützlich seyn können; ist einmal ihr Geschick festgestellt, so werde ich meine Pflicht erfüllt haben.

10. Juni 18 . .

Ich hatte diesen Morgen eine Begegnung, die mich sehr rührte, denn sie erinnerte mich an eine sehr ferne Vergangenheit. Ich ging den zu dieser Zeit ziemlich öden Quai d'Orsay entlang; ein blasser, dürrer Mann mit unrasirtem Barte und von sonderbarer Häßlichkeit, in Lumpen gekleidet, aber mit einer sanften und schüchternen Miene, streckte zitternd die Hand nach mir aus; in seinen Augen blinkten schwere Thränen, und er sagte ganz leise mit einer erstickten Stimme zu mir: „Mein

Herr ... mein Herr ... erbarmen Sie sich gefälligst..." Seitdem ich die Angst des schüchternen und ehrlichen Mannes empfand, der dahin gebracht ist, bettelnd die Hand auszustrecken, bin ich niemals gleichgültig gegen diese traurigen Bitten; ich suchte in meiner Tasche eine kleine Münze, und da ich sie diesem armen Manne in die Hand gab, immer näher ihn betrachtend, durchbebte mich seine merkwürdige und vorzüglich lächerliche Häßlichkeit. Tausend Erinnerungen erwachten in meinem Geiste, und ich rief aus: „Leonidas Requin!... Er war's. Der arme Leonidas! Welche Freude! Er sah in mir einen Retter; ich gab ihm sehr wenig, aber wenigstens so viel, daß er ein kleines möblirtes Cabinet auf acht Tage miethen konnte, und diese Zeit über gegen den Hunger geschützt war; ich habe einige Kleidungsstücke, die für ihn passen, und ich werde trachten, Mademoiselle Astarté, die allmächtige Kammerfrau der Ministerin, für sein Schicksal zu interessiren. „Nachdem ich Fischmann gewesen war, „und so elend gelebt hatte, wie ich es Dir so eben in „Kürze erzählte, mein guter Martin," sagte Leonidas nach einer ziemlich langen Unterredung zu mir, „siehst Du „wohl ein, daß ich irgend einen Platz, wie er auch seyn „seyn möge, annehmen werde, wenn er mir nur ein „Obdach, Kleidung und Brod gewährt." Und als ich von dem Posten eines Bureaudieners, vielleicht sogar eines Huissier, mit ihm sprach, lächelte der würdige Universitätspreisträger melancholisch mit einer Miene des Zweifels, und erwiederte: „Warum nicht gleich gar Großmeister der Universität?" Ich ging in's Justizministerium; Astarté war nicht dort; ich werde

wieder hingehen; sie muß schlechterdings Leonidas unterbringen.

17. Juni 18 . .

Unter den Journalen, die im Hôtel gehalten werden, liest die Prinzessin gewöhnlich das Journal des Débats. Bald nach Reginens Entfernung fand ich dieses Blatt bei ihr; ungefähr eine halbe, mit der Schere herausgeschnittene Spalte, fehlte im Journal. Ueber diesen Umstand ziemlich erstaunt, und wegen einiger Aufträge der Prinzessin ausgehend, trat ich in ein Lesecabinet, verlangte die Débats des Tages, und las und copirte Folgendes an der von Reginen aus dem Exemplare des Hôtels weggeschnittenen Stelle: „Man ließt in einem „Journale nachstehende Notiz, die wir abzudrucken uns „beeilen: „Man hat jene heldenmüthige Waffenthat nicht „vergessen, welche im Jahre 1831 in unserer afrikanischen „Armee so großes Aufsehen gemacht hat; ein Lieutenant „vom ersten Geniecorpsregimente, mit fünfundzwanzig „Soldaten in einem Marabut abgesondert, widerstand „mit einer unglaublichen Unerschrockenheit zwei Tage und „eine Nacht lang dem Angriffe von zwei bis dreihundert „Kabylen: zweimal wurde der Sturm versucht, zweimal „von dem heldenmürhigen Lieutenant an der Spitze seines „durch seine Kühnheit und durch sein Beispiel elektrisirten „kleinen Truppes abgeschlagen; obgleich durch einen „Säbelhieb an der Stirne, und durch eine Kugel an „der Schulter verwundet, verließ der furchtlose Offizier „erst zuletzt die Mauer, wie er der Erste war, der sich „auf sie schwang. Bei diesem Treffen wurden sechs Sol„daten getödtet, drei Andere schwer verwundet; am Abende

„des nämlichen Tages fehlten den Belagerten Munition
„und Lebensmittel; nach Anbruch der Nacht zündeten
„die Araber ihre Feuer an, und lagerten, wie am Vor=
„tage, um den Marabut herum, indem sie diese Handvoll
„Soldaten durch Hunger zu bezwingen gedachten. Der
„Lieutenant, entschlossen, einen Ausfall zu machen, und
„zu versuchen, durch die Araber sich durchzuschlagen, ver=
„sammelt seine Soldaten, läßt sie schwören, die drei
„Verwundeten nicht zu verlassen, die unbarmherzig nieder=
„gemetzelt worden wären, er elektrisirt seinen kleinen
„Trupp dergestalt, daß gegen Mitternacht der Ausfall
„Statt fand: dieß war ein schrecklicher Kampf mit blanker
„Waffe; aber in Folge der dichten Finsterniß, des wun=
„derbaren Muthes der Soldaten vom Geniecorps, von
„denen wieder fünf fielen, durchschritten die übrig ge=
„bliebenen eilf Soldaten und ihr Offizier das Lager, und
„retteten zwei Verwundete von den Dreien, die sie fort=
„getragen hatten; während der Nacht, die ihre Flucht
„beschützte, lösete der Lieutenant seine Soldaten ab, um
„ebenfalls einen Sergeant zu tragen, dem er sehr zuge=
„than war. Mit Tagesanbruch schaarte sich der kleine
„Trupp, in der Erwartung, verfolgt und umzingelt zu
„werden; zum Glücke stieß er auf zwei Bataillons In=
„fanterie, die nach Oran zogen. Dieser unerschrockene
„Offizier heißt Just Clement; bereits wegen einer glän=
„zenden Bravour auf dem Schlachtfelde decorirt, ist er
„wegen dieser neuen Waffenthat zum Capitain ernannt
„worden. Aber der Herr Capitain Just Clement, Sohn
„des berühmten Doctors Clement, ist nicht bloß ein un=
„erschrockener Soldat, sondern auch ein Gelehrter vom

„ersten Range. Er wurde im verflossenen Jahre mit „Majorität zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, „in die mathematische Section, gewählt; er hat so eben, „wie man uns versichert, eine herrliche Entdeckung ge= „macht, die fortan die Bergknappen gegen eine der größten „Gefahren schützen würde, die ihnen bei ihren gefährlichen „Arbeiten drohen können; es giebt, wie man sieht, sehr „wenige, auf eine so edle Weise erfüllte Laufbahnen, als „jene des Herrn Capitains Clement. Nicht zufrieden, „mehrmals sein Blut auf dem Schlachtfelde vergossen „zu haben, ungeachtet er noch sehr jung ist, einer der „berühmtesten Repräsentanten der Wissenschaft zu seyn, „hat er so eben einen neuen Anspruch auf die öffentliche „Theilnahme durch eine Entdeckung gewonnen, welche „Tausende von Arbeitern, ohnehin der härtesten und müh= „samsten Existenz geweiht, vor einer furchtbaren Gefahr „bewahren soll.“... Ich begriff, mit welcher Freude, mit welchem Stolze Regina diese für Just so schmeichel- haften Zeilen mochte gelesen haben... Indem ich maschi= nenmäßig ein anderes Journal durchlief, fielen meine Blicke auf diese Zeilen, die ich ebenfalls copirte: „Man schreibt uns aus * * * (Hauptstadt eines nördlichen Staates): „Am 18. d. M. hat auf dem Hoftheater eine „Vorstellung Statt gefunden, deren Andenken lange Zeit „dem Gedächtnisse derjenigen nicht entschwinden wird, „welche das Glück hatten, dieser dramatischen Feierlichkeit „beizuwohnen. Die berühmte Basquine, diese bewun= „derungswürdige lyrische Künstlerin, die wir bei unserer „königlichen Oper engagiren zu können so glücklich waren, „als sie aus Italien kam, hat so eben in der Armida

„von Gluck, welche sie in Gegenwart Ihrer Majestäten, „der königlichen Familie und des ganzen Hofes spielte, „einen jener glänzenden Triumphe gefeiert, welche Epoche „machen. Nie hat in diesem Lande ein inländischer oder „fremder Künstler eine so allgemeine Bewunderung erregt. „Der König hat während der Dauer der Vorstellung „mehrmals seine Loge zu verlassen geruht, um der großen „Künstlerin die Bewunderung auszudrücken, die sie ihm „einflößte, und nach der letzten Nummer des zweiten „Actes unsere holdselige Souverainin, von einer unwider„stehlichen Begeisterung hingerissen, ihren Blumenstrauß „auf die Bühne geworfen: dem Beispiele Ihrer Majestät „folgten alle Damen des Hofes, und ein Haufe von „Blumensträußen erhob sich um die berühmte Basquine „herum; nicht zufrieden, ihr diesen so schmeichelhaften „Beweis ihrer erhabenen Bewunderung gegeben zu haben, „wollte unsere glorreiche Souverainin die göttliche Sän„gerin persönlich bewillkommnen, und der König geruhte, „eine ausgezeichnete, in den Annalen des Theaters uner„hörte Ehrenbezeigung, die Mademoiselle Basquine auf „der Bühne zu holen, und sie in die königliche Loge zu „führen; Ihre Majestäten sowohl, als Ihre Königlichen „Hoheiten die Prinzen und Prinzessinnen der königlichen „Familie, beeilten sich sodann, die Zeugnisse ihres Ent„husiasmus jenen ihrer erlauchten Eltern beizufügen; zu„letzt waren Ihre Majestät die Königin so huldvoll, ein „prächtiges Collier von Edelsteinen von ihrem Halse „loszumachen, und es persönlich um den Hals der großen „Künstlerin zu schlingen. Diese hat, aus einem Gefühle „von Ehrfurcht und auserlesener Schicklichkeit, vor unserer

„holdseligen Souverainin zierlich das Knie gebeugt, in-„dem sie aus ihrer königlichen Hand eine so hohe Gunst „empfing. Diese rührende Scene, welche so zu sagen „vor den Augen des ganzen Hauses Statt fand, wurde „von einstimmigem Beifallsrufe begrüßt, den die erlauchte „Gegenwart Ihrer Majestäten nicht zurückhalten konnte, „und welcher übrigens eben so sehr der unnachahmlichen „Künstlerin, als Ihren Majestäten galt, die dem Talente, „dem Genie, einen ausgezeichneten Beweis ihrer könig-„lichen Bewunderung gaben. Es bedarf keiner Erwäh-„nung, daß die vornehmste Welt unserer Hauptstadt sich „um die spärlichen und kostbaren Momente streitet, über „welche die berühmte Sängerin nach ihrem Wunsche ver-„fügen kann: die größten Damen, die größten Seig-„neurs beeilten sich, ihre Salons der großen Künst-„lerin zu öffnen, die übrigens mit dem Genie, mit der „Grazie und mit einer blendenden Schönheit, die beste „Erziehung, die auserlesensten Manieren, und vorzüglich „in einer Verschmelzung von Zurückhaltung und Würde „zu verbinden versteht, welche beweiset, daß sie weiß, was „ihrem Genie gebührt, und daß sie fühlet, was sie den „hochgestellten Personen schuldet, die sie mit so vielen „Merkmalen ihrer Sympathie und Bewunderung über-häufen ..." Basquine war also durch den großen Fleiß, durch Ausdauer, durch Vertrauen auf das Genie, das sie zu besitzen fühlte, in wenigen Jahren an das mit einer unbändigen Energie unter Mühseligkeiten, Anwi-derungen und Hindernissen aller Art erstrebte Ziel ge-langt. Mein Herz schlug freudig, meinen Augen ent-quollen Thränen, als ich diese Zeilen las, welche den

wiederhallenden Ruhm, den europäischen Ruf meiner kleinen Jugendgefährtin verkündeten, ... Basquinens, der armen Wagnerstochter, Basquinens, der Gauklerin, der Landstreicherin, der Strassensängerin ... So tief anfangen, mein Gott! und es so hoch bringen! Und dieß allein, ganz allein, die arme Verlassene ... allein ... und mit verwelktem, verderbtem, todtem Herzen, da sie noch nicht sechzehn Jahre zählte. Bei dieser Erwägung erstarrte meine Freude zu Eis, wider meinen Willen, mein Herz krampfte sich. Ach! inmitten dieser Berauschungen des Ruhmes, inmitten dieser königlichen Liebkosungen, ist Basquine vielleicht nicht glücklich. Diese Grazie, dieser Geist, diese Schönheit, dieser Ruf, von dem jetzt Europa wiederhallt, sollten für Basquine, wie sie sagte, nur schreckliche Waffen seyn, um ihre Rache zu vollbringen, furchtbare Wiedervergeltungen auszuüben. Wenn dieß noch immer Basquinens geheimer Gedanke war, so mußte das unglückliche Kind ein elendes Leben führen, ungeachtet des Glanzes ihrer Triumphe. Ach! die Rachegedanken, selbst die befriedigte Rache, lassen im Herzen nur Traurigkeit und Gram zurück ... Sollte es denn möglich seyn, mein Gott, daß die frühzeitige Herabwürdigung, in welche die gänzliche Verlassenheit und das Elend Basquine stürzten, eine der schönsten, der glorreichsten Existenzen, die ein weibliches Wesen träumen kann, auf eine verhängnißvolle Weise in ihrem Keime zerstörte? Ich weiß wenigstens, wo Basquine ist; ich werde ihr schreiben können. In Folge dieser Notiz über Basquine, las man im nämlichen Journal: „Gelegentlich der gerechten, im Auslande einer unserer berühmtesten

Künstlerinnen gebrachten Huldigung, fühlen wir uns glücklich, dem Publikum einen neuen Band der Dichtungen des Herrn Balthasar Roger ankündigen zu können, der zuerst Mademoiselle Basquine besang. Wir zweifeln nicht an dem Erfolge und Wiederhalle dieses neuen Werkes des Herrn Balthasar Roger, dessen Stelle unter unsern berühmtesten Dichtern fortan bezeichnet ist."

18. Juni . .

Was für ein Geheimniß ist dieß? Seit zwei Monaten verweilt der Prinz fast beständig in seiner Wohnung eingeschlossen; ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit ernster Miene, kommt jeden Morgen, bleibt zwei Stunden lang allein bei Herrn von Montbar, und kommt Nachmittags wieder. Mehrere Kisten mit Büchern sind im Hôtel angekommen. Der alte Louis, vor Kurzem sorgenvoll, niedergeschlagen, scheint immer lustiger, der Prinz selbst ruhig, nachdenkend, er geht selten aus; sein Leben scheint der Arbeit, dem Studieren geweiht; er kommt bisweilen Morgens zur Prinzessin, aber in ihren Beziehungen scheint die nämliche Kälte zu existiren. Man hat das Porträt des Marschalls, Prinzen von Montbar eines Kriegshelden und zugleich Staatsmannes, eines der hervorragendsten, mit Recht berühmtesten Männer seines Jahrhunderts, und dessen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten jener Zeit glücklich und groß war, aus dem großen Empfangssalon entfernt, in dem es mit andern Familiengemälden hing, und in das Cabinet des Prinzen gethan. Warum ließ der Prinz das Porträt seines erlauchten Ahnen in sein Cabinet bringen?

Etwa um sich durch sein Vorbild zu begeistern? Sollte er endlich die Nichtigkeit des Lebens einsehen, das er führt? Welche Aenderungen dürfte diese neue Phase im Daseyn des Prinzen, in seinen Beziehungen zu Reginen veranlassen? Ist's die Wirkung eines Gefühles von Eifersucht gegen den Capitain Just, dessen Arbeiten neulich der öffentlichen Aufmerksamkeit bezeichnet wurden, daß der Prinz endlich zur Einsicht seiner Nullität und der Stellung gelangt, die er in der Welt einnehmen könnte und sollte? Dieß soll für mich der Gegenstand ernster Erwägungen seyn. „Was thut denn der Prinz, so eingeschlossen in seiner Wohnung fast den ganzen Tag?" fragte ich Louis. Der Greis schüttelte den Kopf mit zufriedener und geheimnißvoller Miene, und antwortete mir: „Er arbeitet..."

19. Juni 18 . .

Gott sey Dank, der arme Leonidas Requin ist fortan gegen Noth gesichert; die Stelle eines Huissier war erledigt, und von sehr einflußreichen Personen nachgesucht; Astarté erhielt den Vorzug; dieses vortreffliche Mädchen hat mich so eben von der Ernennung des Leonidas in Kenntniß gesetzt.

20. August 18 . .

Mehr als ein Monat ist verflossen, seitdem der alte Louis mir mit den neuen Beschäftigungen seines Gebieters so geheimnißvoll zufrieden schien. Der würdige Diener wird wieder traurig, niedergeschlagen. Ich habe auch bemerkt, daß seit kurzer Zeit jener Mann, der täglich kam, um sich mit dem Prinzen einzuschließen, anfangs minder fleißig kam, und zuletzt seit ungefähr

acht Tagen seine Besuche völlig aufhörten. Der Prinz führt wieder sein früheres Leben; er empfängt sehr oft mehrere von seinen Freunden zum Frühstücke in seiner Wohnung, Morgens, und dieß währt bis zwei oder drei Uhr. Seit einigen Tagen dinirt Herr von Montbar nicht im Hôtel, und kehrt erst sehr spät in der Nacht heim. Es vergehen jetzt mehrere Tage, ohne daß er zu Reginen kommt; seine nächtlichen Ausflüge werden häufiger, als früher. Ich hatte mich getäuscht.

22. August **18 . .**

Vor Kurzem besuchte ich die alte Suzon, die Amme des Capitains Just. Er soll bald kommen, sagte sie mir; er wird ein halbes Jahr in Paris verleben. Muth, mein Gott! Muth! . . .

23. August **18 . .**

Diesen Morgen brachte ich der Prinzessin einen Brief mit dem Stempel von Metz. Mittags, als ich ihr den Thee servirte, sagte sie zu mir: „Uebermorgen werden Sie dafür sorgen, daß alle Blumen meines Salons in der Frühe erneuert werden. Ich verstand . . . sie erwartet ihn übermorgen.

24. August **18 . .**

Der Prinz ist um vier Uhr Morgens nach seinem Landgute Montbar abgereiset; gestern dinirte er nicht im Hôtel; er geht also fort, ohne von Reginen Abschied genommen zu haben. Warum reiset er am Vortage der Ankunft des Capitains Just so plötzlich ab? . . . Das ist sonderbar . . .

25. August **18 . .**

Ich sage, wie ehedem Basquine sagte: Es giebt

sonderbare, verhängnißvolle, unabwendbare Mißgeschicke. Heute hat die Zusammenkunft Reginens und des Capitains Just nach einer Abwesenheit von mehren Monaten Statt gefunden. Folgendes begegnete mir diesen Morgen: Das Wetter war herrlich, ein Sommerwetter, geeignet, in die traurigsten Herzen Freude zu zaubern; dennoch schien mir diese Sonne matt, dieses heitere Blau des Himmels dünkte mir grau ... ich ahnete es, einen peinlichen Tag zu verleben. Ich trat um sieben Uhr Morgens in die Wohnung der Prinzessin, zu meinem Erstaunen traf ich sie in ihrem Schlafzimmer angekleidet, auszugehen bereit. Nie vielleicht däuchte mir Regina schöner; ihre rosige Frische wetteiferte mit dem glänzenden Lichte der Sonne, welches mit voller Kraft dieses von Liebe und Hoffnung strahlende Antlitz erhellte! ... dieser reine Teint, durchsichtig, glatt wie ein Spiegel, auf dem man nicht die mindeste Biege sieht, zeigte nicht den geringsten Makel, nicht die kleinste Schrunde; die hochrothen Strahlen durchdrangen, verklärten ihn, und machten seinen Glanz noch blendender. Meine Gebieterin trug einen ganz einfachen Morgenanzug, ein Kleid von Sommerstoff, weißer Grund mit zahllosen blauen Streifen; ein kleiner Strohhut, mit rosenrothem Taffet gefüttert, ließ die dichten und schwarzen Scheiteln ihrer Haare sehen, in dem Momente meines Eintretens hüllte sie sich in einen leichten Shawl von weißem chinesischen Kreppe. Indem sie sich mit einer halben Wendung rückwärts beugte, um diese Escharpe um ihre Schultern zu schlingen, verlieh diese Bewegung ihrer Taille einen so wollüstigen Reiz, daß ich die Au-

gen nicht davon abwenden konnte, ungeachtet meines Entschlusses, fortan diese gefährlichen Berauschungen zu fliehen. „Ich selbst will die Blumen bei der Blumenhändlerin wählen," sagte Regina zu mir; „sie würde mir nicht schicken, was ich wünsche, wenn man sie vor meiner Heimkehr bringt ... werden Sie auf mich warten, um sie zu ordnen." „Ja, Frau Prinzessin." Ich ging ihr voran, um ihr die Thüre der Wohnung zu öffnen, die zur großen Treppe führt. Ich sah sie hinunterschweben ... rasch, leicht, beschwingt, wenn man so sagen kann, denn ihre kleinen Füsse in schwarzen Halbstiefeln berührten kaum die breiten Marmorstufen. „Vielleicht," sagte ich bebend zu mir, „eilt sie zu einem Rendezvous, das ihr der Capitain auf den Tag seiner Ankunft anberaumt hat. Bei diesem Gedanken dünkte es mir, daß eine eiserne Hand mein Herz zermalmte, und zur Steigerung dieser Qual spiegelte mir meine Einbildungskraft alle wahnsinnigen Gluthen dieses Rendezvous vor. Diese Vision bewältigte mich mit ihrem schrecklichen Zauber; sie stachelte Alles auf, was ich an Liebe, Haß und Eifersucht im Herzen trug, als ich Mademoiselle Juliette mir rufen und sagen hörte: „Martin, wollen Sie recht charmant seyn? Dann helfen Sie mir das Schlafzimmer der Madame ordnen..." „Allerdings," antwortete ich ihr. Und ich folgte der Mademoiselle Juliette mit jener Entschlossenheit, mit welcher man oft sein böses Geschick auf's Aeußerste treibt. Ich hatte bisher das Schlafzimmer meiner Gebieterin nie betreten, und heute ... heute ist's das erstemal, daß ich es betrat. Ich hatte das Schlafzimmer der Prinzessin nie

betreten, weil Regina, aus einem Gefühle sehr seltener Zurückhaltung, selbst unter Personen von der besten Erziehung und aus dem vornehmsten Kreise, ausdrücklich darauf bestand, daß bloß ihre Zofen den Dienst in ihrem Schlafzimmer besorgen, und sogar das Kaminholz hineintragen sollten. Sie selbst wachte darüber, daß diese Befehle streng vollzogen wurden, denn mit Ausnahme ihres frühzeitigen Besuches bei der angeblichen gelähmten Frau, und ihres heutigen Ausfluges, hatte ich meine Gebieterin das Hôtel nie vor ein oder zwei Uhr verlassen sehen. Ich ging also mit Mademoiselle Juliette in dieses Zimmer, dessen Inneres ich bisweilen im Spiegel des Gemäldesalons wiederstrahlen sah. Nichts Einfacheres und folglich von besserem Geschmacke; es ist mit hellorangefarbenem Kaschemirstoffe ausgeschlagen, durch gewundene blauseidene Stränge herausgehoben; das Bettgestell verschwindet unter einer dick wattirten Decke von gleichem Stoffe, wie die Tapete; nur die Bettvorhänge sind von gesticktem weissen Musselin, so wie die doppelten Fenstervorhänge; die Möbel aus Holz von den Antillen, sind buntfärbig eingelegte Arbeit; das Toilette- und Badecabinet ist mit alterthümlichem Zitze, große Rosensträusse auf grauem Grunde, tapezirt; die Badewanne ist von weißem Marmor, von der Wand ziemlich entfernt; ein dicker Teppich mit mannichfaltigen Palmzweigen deckt den Fußboden dieser Gemächer. Anfangs wünschte ich mir Glück, nicht allein in dieses Zimmer gegangen zu seyn: ich hätte jene unsinnigen Ueberwallungen für mich gefürchtet, deren Schauplatz so oft das Sprachzimmer meiner Gebieterin ist; bald bemerkte ich, daß

es besser für mich gewesen wäre, allein zu seyn, als in Gesellschaft der Mademoiselle Juliette, denn ihre indiscret treuherzige Sprache, eine Folge ihrer Gewohnheiten und Verrichtungen als Kammerfrau, machte mich mit einer neuen Qual bekannt; diese sollte ich mit gleichgültiger Miene erdulden. „Sie sind wahrhaftig sehr gütig, daß Sie mir helfen, Martin," sagte Mademoiselle Juliette zu mir, „Ihre Beihülfe beschleunigt vortrefflich mein Geschäft; denn heute kommt die Wäscherin; ich gedachte meine Wäsche diesen Morgen frühzeitig aufzuschreiben, aber Madame schellten mir so früh ... um fünf Uhr; Sie können sich denken, daß ich noch schlief." „Dieß ist in der That sehr früh." „Nun, fangen wir zuvörderst mit dem Wechsel der Kopfkissenziechen und der Betttücher an, denn Sie wissen vielleicht nicht, daß Madame die wunderliche Grille haben, täglich ein weißes und frisches Bett zu bekommen," sagte Mademoiselle Juliette zu mir, indem sie mir ein Kopfkissen von spitzengarnirtem Battist zum Abziehen gab, während sie, immerfort sprechend, das andere abzog. „Wirklich?" versetzte ich, mit zitternder Hand dieses feine Gewebe berührend, auf dem der Kopf meiner schönen Gebieterin geruht hatte. „Mein Gott! ja," entgegnete Mademoiselle Juliette; „Madame wollen, daß man ihr alle Tage weisse Betttücher einlege; im Grunde braucht man sich darüber nicht zu verwundern, man wechselt ja auch Hemden täglich, nicht wahr, Martin?" „Allerdings." „Und dann sind auf diese Art Madame versichert, daß ihr nicht auf englische Manier aufgebettet wird." „Wie so ... auf englische Manier?"

„Sie wissen dieß nicht? Wir sagen: auf englische Manier aufbetten, wenn man sich nicht die Mühe giebt, die Bettücher oberhalb der Matratze wegzunehmen." „Ah! ich begreife." „Dieß bildet aber schreckliche Wülste im Bette, und Madame haben eine so empfindliche, so feine Haut, daß sie sich sogar bei der kleinsten Falte ihres Batisthemdes unter ihrem Leibchen zeichnet. Da wir eben vom Hemde sprechen, geben Sie mir ihr Nachthemd... dort ... zu Füssen des Bettes. Ich will's zu den Kopfkissenziechen legen." Ich that, was Mademoiselle Juliette verlangte. Aber als ich dieses leichte und feine Zeug angefaßt hatte, das mit dem Reginen eigenthümlichen Iris- und Eisenkrautdufte ganz parfümirt war, krampften sich plötzlich meine beiden Hände in Folge einer unwillkürlichen und so leidenschaftlichen Regung, daß die Kammerfrau lachend zu mir sagte: „So geben Sie doch her, Martin; wie sonderbar Sie dieses Hemd halten!" „Weil ich fürchte, es fallen zu lassen," erwiederte ich stotternd. Zum Glücke brach Mademoiselle Juliette in ein schallendes Gelächter aus, und entgegnete mir, ohne meine Verwirrung zu bemerken: „Ah! glauben Sie etwa, es zerbreche, wie Glas?" „Sie haben Recht, aber es war mir um die Spitzen zu thun." „Die Spitzen sind eben so wenig zerbrechlich; Ihr Männer versteht Euch nicht darauf; nehmen Sie nun die Bettücher weg, während ich die weißen entfalte." Und mit einer aufgeregten Hand faßte ich die seidene Decke und die Betttücher meiner Gebieterin an. Dennoch, ungeachtet der heftigen Wollust, die ich empfand, schien mir das Aufdecken dieses keuschen Bettes eine unwürdige, entheiligende Handlung, meine

Hand zögerte, aber Juliette sagte zu mir: „Schnell, schnell, Martin, beeilen wir uns.“ Dann hob ich die Decke weg. Auf der ein wenig festen Fläche der mit orangefarbenem Taffet überzogenen Matratze, bezeichneten leichte Vertiefungen die Stelle, auf welcher erst vor Kurzem meine Gebieterin lag, ich kehrte der Mademoiselle Juliette den Rücken, indem ich das Bettuch wegzog, drückte ich meine Lippen auf dasselbe, meine Knie wären beinahe unter mir zusammengebrochen. „Die Betttücher sind entfaltet,“ sagte meine Gefährtin zu mir; „kehren Sie die Matratzen gefälligst gut um, Martin, und dann breiten wir die Betttücher hin.“ Dann fügte Mademoiselle Juliette mit einem Seufzer des Mitleidens bei: „Ah! die arme Frau!“ „Mit wem fühlen Sie Mitleiden, Mademoiselle Juliette?“ „Nun, ich spreche von Madame. Glauben Sie, daß es ihr, die schön, jung ... und ... und ... auch voll Gesundheit ist, angenehm seyn mag, seit so langer Zeit immer so allein zu schlafen?“ „Ah! ich wußte nicht...“ „Es ist doch ziemlich leicht zu sehen, daß der Prinz der Madame immer abgeneigter wird. Seit länger als einem Jahre ist die Thüre, welche zur Wohnung des Herrn führet, verriegelt und eingerostet.“ „Ich wußte dieß nicht. Sie begreifen...“ „O! aber wir wissen gar viele Dinge. Daher schwöre ich Ihnen, Martin, daß ich wohl sagen kann, wenn ich von Madame spreche: ... die arme Frau!“ Dieses Gespräch ... in diesem Zimmer, bei diesem Bette, verursachte mir ein gräßliches Weh. In der Hoffnung, es schnell abzubrechen, sagte ich zu Mademoiselle Juliette: „Das Bett ist fertig, bedürfen Sie meiner noch?“ „Das

will ich glauben. Die Badewanne muß ja noch ausgeleert werden! Die Klappe ist in Unordnung; man muß die Schnur in der Hand halten, damit das Wasser völlig ablaufe, womit ich die größte Zeit verlöre!" „Madame sind so früh ausgegangen, daß ich nicht glauben möchte..." „Daß sie ihr Bad nahm? Ah! ja wohl, bilden Sie sich ein, daß sie es jemals unterläßt! Zudem ist ihr Bad gegenwärtig bald eingerichtet; Madame nehmen es kalt. Daher ist, wenn ich der Madame aus diesem mit Eisenkraut parfümirten Wasser helfe, um ihr Irispuder auf die Schultern zu streuen, ihre Haut so frisch, ungeachtet der Hitze, ja so frisch und so fest, daß man meinen sollte, man berühre Marmor . . ." Die Erinnerung an das, was in Reginens Schlafzimmer vorgefallen war, hatte in mir so viel schmerzliche Eifersucht, Neid, Haß gegen das Glück des Capitains Just zurückgelassen, daß eine höllische Versuchung zum erstenmale in meinem Innern auftauchte... Ich wäre, glaub' ich, nie auf diesen schändlichen Gedanken gerathen, ohne das verhängnißvolle Herannahen der Ankunft des Capitains Just, am nämlichen Tage, da die sinnliche Gluth meiner thörichten Liebe so eben durch eine von den Folgen meiner Dienstbarkeit bis zum Schwindel war aufgestachelt worden, denen ich doch immer zu entgehen suchte, wohlwissend, wie sehr dann mein Kopf verrückt wurde. Der Capitain Just kam um zwei Uhr mit einer so innig glücklichen Miene, daß mein Verdacht hinsichtlich des Rendez-vous am Morgen, für mich zu einer peinlichen Gewißheit wurde, und dennoch, ich muß es sagen, täuschte ich mich, wie ich später erfuhr, Regina war rein. „Guten

Tag, Martin," sagte der Capitain liebevoll zu mir, „ich bin erfreut, Sie wieder zu sehen..." „Das Glück macht so vertraulich, so herzlich!" dachte ich. Und ich erwiederte ganz laut: „Sie sind sehr gütig, Herr Just." „Aber ich finde Sie blaß, verändert, Martin; waren Sie seit meiner Abreise krank?" „Nein, Herr Just, ich befinde mich wohl; allein, Sie wissen, es giebt solche Tage, an denen man weniger gut aussieht." „Und es gefällt Ihnen noch immer hier, hoff' ich?" „Ja, Herr Just." „Desto besser ... ist die Prinzessin zu Hause?" „Ja, Herr Just." Nein lag mir auf der Zunge; dieß war dumm, aber das Glück dieses Mannes empörte mich. Ich ging dem Capitain voraus; ich meldete ihn Reginen. Er ging rasch auf sie zu. Sie reichte ihm die Hand; als sie mich unbeweglich bei dem Thürvorhange stehen sah, den ich so eben aufgehoben hatte, schaute sie mich mit einer erstaunten Miene an, und sagte zu mir: „Gut." Auch Just kehrte sich gegen mich um... Ich fühlte, wie abgeschmackt meine Beharrlichkeit war, da zu bleiben; ich entfernte mich, Neid und Wuth im Herzen. Plötzlich rief mir die die Stimme der Prinzessin zurück. „Martin, heben Sie diesen Thürvorhang wieder auf, damit die Luft aus dem Salon hereinströmt; es ist so warm." Ich gehorchte mit verhaltenem Aerger, denn ich nahm mir vor, was auch daraus entstehen mochte, im Salon zu bleiben, und am Thürvorhang zu lauschen, um keinen Zweifel mehr zu haben... Die ersten Worte eines Tête-à-Tête, das einem Rendez-vous folgte, sind so bedeutungsvoll! hatte ich gedacht; aber die Weisung der Prinzessin machte mein Spioniren unmöglich, da das

Gemach, worin ich mich gewöhnlich aufhielt, durch einen sehr großen Salon vom Sprachzimmer getrennt war. Ich fand auf meinem Tische zwei Briefe für die Prinzessin, ohne Zweifel vom Portier während meiner Abwesenheit vom Wartsalon gebracht; ich nahm diese Briefe mit einer böswilligen Freude. „Ich werde wenigstens zweimal," sagte ich bei mir, „ihre süsse Unterredung unterbrechen können..." Anfangs freute ich mich bei dem Gedanken, daß der Thürvorhang wieder aufgehoben sey, und daß Just und Regina, wohl wissend, daß ich in jedem Augenblicke eintreten konnte, durch den dadurch ihren Herzensergießungen auferlegten Zwang leiden mußten; aber ich erwog, daß für zwei Liebende gerade dieser Zwang einen aufregenden Reiz habe; nun tauchte meine unselige Versuchung wieder in meinem Innern auf... Vergebens wollte ich sie fliehen ... sie beherrschte mich... Dann hab' ich sie zergliedert, erwogen, nach allen ihren Seiten mit der Kaltblütigkeit eines Mannes in's Auge gefaßt, welcher Selbstmord brütet. Endlich stand ich auf, von Neuem gegen diesen schändlichen Gedanken mich empörend; ich ging auf und ab, indem ich meine Aufregung zu beschwichtigen suchte. Ich schaute auf die Pendeluhr. Sie waren seit einer Stunde beisammen! „Wohlan," sagte ich, einen von den kürzlich gebrachten Briefen ergreifend, „ich will ihnen hinderlich seyn..." Und ohne zu bedenken, daß meine Blässe, meine Gemüthsaufregung mich verrathen konnten, trat ich rasch in den Salon, den Brief in der Hand haltend. Es däuchte mir, eine schnelle und leichte Bewegung zu hören, denn da die Thüre des Sprachzimmers dem Fenster gegenüber sich

befand, konnte ich, durch den Salon gehend, Just und Regina in der Vertiefung nicht bemerken, worin sie sich aufhielten; als ich eintrat, saß Regina in einem Lehnstuhle, und er neben ihr auf einem kleinen niedrigen Stuhle. Die Wangen meiner Gebieterin waren leicht geröthet ... Ihn sah ich nur von rückwärts. „Was wollen Sie?" fragte mich die Prinzessin mit verhaltener Ungeduld. „Man brachte so eben diesen Brief für Madame." Und ich reichte ihr denselben von Hand zu Hand, da ich in meiner Verwirrung vergaß, diesen Brief, wie herkömmlich, auf eine Platte zu legen. Regina machte mir keine Bemerkung über meine Vergessenheit; aber ich gewahrte ihren fast unmerkbaren Widerwillen, als sie diesen Brief mir aus der Hand nahm; dann sagte sie mit einem bedeutungsvollen Ausdrucke zu mir: „Es ist gut." „Erfolgt keine Antwort darauf, Frau Prinzessin?" „Nein," erwiederte sie mit einer steigenden Ungeduld, „es genügt..." „Ungeschickter Diener, Sie sollten nicht kommen, kommen Sie ja nicht wieder!" dachte sie ohne Zweifel. „Meine Hand zu berühren, die Hand eines Lackeien, widert sie an," sagte ich bei mir, diese Demüthigung bitter fühlend, die mir an einem andern Tage ohne Zweifel gleichgültig gewesen wäre. Dann regte sich die niederträchtige Versuchung wieder drängender als jemals in mir. „Wie würde ich hinsichtlich alles dessen gerächt seyn, was ich gelitten habe!!" sagte ich bei mir. Ich erinnerte mich an das Gespräch in der Theegesellschaft bei Mademoiselle Juliette, in welcher Astarté, indem sie von den für die Kammerdiener leichten Bemerkungen sprach, sagte, daß sie aus den bei

dem Eintritte behandschuhten, und bei dem Fortgehen handschuhlosen Händen, bedeutungsvolle Schlüsse ziehen könnten; ich hatte bemerkt, daß der Capitain, noch in Halbtrauer, graue Handschuhe trug; als ich den ersten Brief brachte, um auf eine böswillige Weise die verliebte Unterhaltung Just's und Reginens zu unterbrechen, hatte ich, da meine ganze Aufmerksamkeit auf meine Gebieterin gerichtet war, nicht bemerkt, ob er ohne Handschuhe war. Seit meiner ärgerlichen Unterbrechung war kaum eine Viertelstunde verflossen, als ich den zweiten Brief auf eine Platte legte; ich trat wieder ein. „Was giebt's denn wieder?" sagte Regina streng zu mir. „Einen Brief für Madame." „Sie werden mir meine Briefe bringen, wenn ich Ihnen schellen werde," setzte sie mit einem frostigen und harten Tone hinzu, ohne den Brief zu nehmen, den ich ihr brachte. Ich entfernte mich, eine Entschuldigung stotternd; die Hände des Capitains Just, eben so weiß, wie jene Reginens, waren nicht mehr behandschuht. „Es widert sie nicht an, Just's Hände in den ihrigen zu drücken," dachte ich. In der That, noch jetzt, da ich kaltblütig diese kindisch widerlichen Dinge niederschreibe, kann ich nicht begreifen, von welchem Schwindel ich an jenem unseligen Tage mußte befallen seyn, ich frage mich darum, und ich weiß es doch, aber ich wage nicht, es mir zu gestehen, ach! die Gährungsstoffe einer strafbaren, schmählichen, lange Zeit bekämpften, aber durch die verhängnißvolle Morgenscene aufgestachelten Gluth, walleten in mir, und verdunkelten meine Vernunft. Und wußte dieß meine Gebieterin nicht? Konnte sie es nicht vermuthen? Ein Lackei sollte eine junge und

reizende Frau lieben, bei welcher er fortwährend in einer gezwungenen Vertraulichkeit lebt? Ist dieß möglich? Haben diese Leute ein Herz, Sinne? Wenn sie lieben, lieben sie nur ihres Gleichen. Der Capitain Just ist eine Viertelstunde vor fünf Uhr fortgegangen; sie blieben fast drei Stunden beisammen. Reginen ist nichts daran gelegen, der Prinz ist abwesend. Sie verlangte ihren Wagen bis acht Uhr, um nach ihrer Gewohnheit Abends in den Champs-Elysées spazieren zu fahren. Sie wird dort ohne Zweifel ihren Geliebten sehen; sie sagte nach dem Diner zu mir: „Sehen Sie um eilf Uhr da; bis dorthin verfügen Sie über Ihre Abendzeit, wenn Sie wollen, und künftig bringen Sie mir meine Briefe ja nicht mehr früher, als nach dem Fortgehen der Personen, die bei mir sind.“ „Ja, Frau Prinzessin.“ Von der schrecklichen Versuchung verfolgt, wollte ich in der Hoffnung ausgehen, daß der Gang, die frische Luft und die Ermüdung meine Lebensgeister beschwichtigen würden. Der Abend war prächtig; ich ging in die Tuilerien, unter die großen Kastanienbäume, welche ein längliches, ganz mit Rosen und Resenden bepflanztes Luftstück umgeben. Die Einsamkeit, der dichte Schatten dieser schönen Bäume, der Blumenduft, die warme Luft, der Anblick einiger Liebespärchen, die langsam in dieser öden und düsteren Abtheilung des Gartens spazieren gingen, kurz Alles, was mich umgab, brachten mich wieder auf den Gedanken, zu fliehen... Ich verließ die Tuilerien, und schlug die Quais und das Ufer der Seine ein, den Cours-la-Reine entlang. Das Verhängniß verfolgte mich. Die Nacht war angebrochen, lieblich, herr=

lich, gesternt... Bei jedem Schritte sah ich auf dieser Seite nur wieder Liebesscenen. Auf dem steilen Ufer des Flusses gingen Arbeiter und Grisetten mit verschlungenen Armen auf und ab, während Andere auf dem Rasen des Strandes plaudernd saßen. Ich erreichte die dunklen Alléen des Cours=la=Reine. Hier ruhte fast auf jeder Bank ein Paar, das ich kaum an der Weiße des Kleides der Frauenspersonen erkannte, unbestimmte Geräusche von Küssen, von Seufzern, von geflüsterten Worten, verfolgten mich wieder... An diesem verhängnißvollen Abende athmete Alles nur Zärtlichkeit, Vergnügen und Wollust. Ich entfernte mich von diesen mir allzu gefährlichen Orten, und da ich auch diesen Schaustellungen entrinnen wollte, die mein Blut entzündeten, ging ich über den Eintrachtplatz, und trat in die Straße Saint=Honoré. Der Mond glänzte nun am Himmel; die Fenster von vielen Häusern waren geöffnet, und auf mehrern Balkonen sah ich, während das Innere der Wohnung erleuchtet war, bei der Helle des Mondes, der sie sanft umstrahlte, Männer und Frauenzimmer, mit den Elbogen auf die eisernen Geländer sich stützend, in solcher Nähe sprechen ... in solcher Nähe ... daß ihre Haare sich vermengten! Was soll ich sagen, mein Gott! auch jene armen unglücklichen Geschöpfe, welche das Laster bei Nacht auf die Fußsteige wirft, und deren Anblick sonst so empörend für mich ist, fachten durch ihre herausfordernde Miene, durch ihren unzüchtigen Gang das Feuer an, welches mich verzehrte. Mein Kopf verwirrte sich immer mehr. Von diesem Momente an bemächtigte sich die verdammte Versuchung, von der

ich seit dem Morgen befallen war, meiner völlig. Ich trat in einen Laden, kaufte eine Flasche Branntwein, und kehrte in das Hôtel zurück. Es war halb eilf Uhr; ich verbarg die Flasche Branntwein in einer Ecke des Zimmers, in welchem ich gewöhnlich mich aufhielt, und harrete der Heimkunft der Prinzessin. Um ein Viertel nach eilf Uhr kam sie nach Hause. Als ich ihr die Thüre geöffnet hatte, sagte sie zu mir: „Sie können sich entfernen, ich bedarf Ihrer nicht mehr.“ Ich entfernte mich wirklich. Ich löschte, wie gewöhnlich, die Lichter des Sprachzimmers, des Salons, und des Wartgemaches aus, dessen Thüre ich mit Geräusch auf- und zumachte, wie wenn ich fortginge; aber anstatt fortzugehen, blieb ich ihm Gemache, dessen Thüre ich inwendig durch doppeltes Umdrehen des Schlüssels zweimal schloß; dann wartete ich, im Dunkel gekauert, bis es Mitternacht schlug... Es ist mir unmöglich, die Gedanken aufzuzählen die mich während dieser Stunde des Warten und des Sturmes durchtobten. Eben so leicht wäre es, die Wogen eines Stromes zu zählen. Die einzige fixe glühende Idee, die mit düsterem Feuer in mir brannte, alle andern beherrschend, war diese: „Regina wird mein seyn ... durch Ueberraschung oder Gewalt!“ Dieß war ein infames Verbrechen, ich weiß es, ein noch infameres Verbrechen, als jenes, welches der Graf Duriveau hatte begehen wollen. Ich gesteh's, denn meine Gebieterin schlief friedlich, vertrauend unter meiner Hut, unter der Hut dessen, den sein Wohlthäter als einen ergebenen Diener, als einen schützenden Wächter ihr beigesellt hatte. Ja, dieses Verbrechen war infam, allein ich war be-

rauscht, ich war wahnsinnig, ich war von den wilden Gelüsten des Waldthieres getrieben. Und damit diese Infamie in ihrer Abscheulichkeit vollständig seyn möge, gelangte ich dahin, es ich weiß nicht durch welche brutale Heuchelei zu rechtfertigen. „Keiner von jenen, welche „Regina liebt oder geliebt hat,“ sagte ich bei mir, „hat „für sie gethan, was ich gethan habe, und wenn sie in „der Betäubung und im Schrecken, durch mein frevel„haftes Beginnen veranlaßt, vernichtet, flehend vor mir „liegen wird, werde ich zu ihr sagen: Ich liebe Sie „bereits zehn Jahre lang, hören Sie! und ich habe es „bewiesen, obgleich Sie es nicht wußten. Erfahren Sie „es also endlich! Sie fühlten eine religiöse Verehrung „für das Grab Ihrer Mutter ... zehn Jahre lang hab' „ich dieses Grab mit wahrer Andacht gepflegt. Sie „sollten die Frau werden ... das Opfer eines nichts„würdigen Mannes; ich habe diesen Mann entlarvt. „Sie sollten in einen schrecklichen Hinterhalt fallen; ich „habe Ihnen einen Befreier gesendet. Die Ehrenrettung „des Andenkens Ihrer Mutter würde Ihnen die Liebe „Ihres Vaters wieder verschaffen, Ihr Gemüth mit Glück „und Stolz erfüllen; diese Ehrenrettung liegt in meinen „Händen. Haben Sie irgend ein Gewissensbedenken, „Ihren Gatten zu betrügen? ich werde Ihr Gewissen „beruhigen, indem ich Ihnen beweise, daß Ihr Prinz „Sie verlassen hat, um sich in ein unfläthiges schänd„liches Leben zu stürzen. Sie lieben Ihren Geliebten? „Was hat er gethan? Er hat sich für Sie geschlagen? „Ei, seit zehn Jahren kämpfe ich für Sie, kämpfe allein, „aus der Tiefe meiner Niedrigkeit; wenn der Mann, den

„ich entlarvte, um Sie von ihm zu befreien, mir nicht „eine Kugel durch den Arm geschossen, und mich ein „Jahr lang blind gemacht hätte, so würden Sie eben so „wenig Ihren Prinzen geheirathet haben. Dieß hab' ich „für Sie gelitten und gethan; aber die Stunde ist ge„kommen, wo das Bewußtseyn meiner ungekannten Er„gebenheit mir nicht mehr genügt. Hochmüthige Prin„zessin ... Sie werden nie einen Lackeien lieben, Sie „können es nicht, ich weiß es, obgleich er es durch viele „Opfer und durch Liebe verdient hätte. Wohlan, der „Lackei wird Sie dennoch besitzen, und nachher sich tödten." Ja, während dieser verfluchten Stunde hab' ich all das wirklich gedacht. Mitternacht schlugs. Um einen letzten Gewissensbiß zu betäuben, leerte ich auf einen Zug den vierten Theil der Flasche Branntwein, und ging nach Reginens Schlafzimmer, verrückt, aber mit sicherem Schritte, fester Hand, lauschendem Ohre, spähendem Auge. Der Mond warf große leuchtende Strahlen in den Salon, in das Sprachzimmer, und in die Gemäldegallerie. Dieses Licht leuchtete mir bis zum Schlafzimmer. Ich horchte, ich hörte nichts ... nichts ... War Regina erwacht, so war ich verloren... Sie konnte die Klingelschnur fassen. Ich bedauerte, sie am Abende nicht abgeschnitten zu haben. Wenn ich durch das Oeffnen der Thüre Regina weckte ... war ich wieder verloren ... Einen Moment zögerte ich von Neuem, dann drehte ich, von berauschenden Erinnerungen hingerissen, zu sterben entschlossen, den Schlüssel im Schlosse rasch und leicht um. Die Pulsschläge meines Herzens stockten; ich horchte... ich hörte nichts ... nicht das mindeste Geräusch ...

Dann öffnete ich sachte die Thüre. Das Zimmer war durch eine auf den Kamin gestellte Alabasterlampe erleuchtet. Regina schlief. Sie schlief so tief, daß ich auf dem dicken Teppiche mich nahe genug an ihr Bett schleichen konnte, um ihren sanften und friedlichen Hauch zu vernehmen. Die Nacht war erstickend. Regina, deren große schwarze Haare aufgelöset waren, schlief in einer Unordnung, welche mir das Bischen Vernunft raubte, das mir noch blieb. In dem Momente, da ich auf meine Beute mich stürzen wollte, schielte ich maschinenmäßig nach beiden Seiten hin, wie aus Furcht, es möchte Jemand da seyn, obgleich ich überzeugt war, allein zu seyn. Bei dieser Bewegung des Kopfes fielen meine Blicke plötzlich auf den von der Alabasterlampe ziemlich hell erleuchteten Spiegel des Kamines. In diesem Spiegel erblickte ich ein erdfahles Gesicht, dessen Ausdruck so scheußlich, so wild war, daß ich in meinem, durch das Delirium meiner Einbildungskraft vermehrten Schrecken, versteinert stehen blieb, bezaubert vor dieser furchtbaren Erscheinung . . . dann erwachte meine Vernunft wieder . . . Dieses erdfahle Gesicht, das mich erschreckte . . . war das meinige. Zu erklären nun, wie ein Vernunftblitz genügte, den Abgrund zu erhellen, in den ich stürzen sollte, und mir das Entsetzen desselben zu zeigen, zu erklären, durch welches Phänomen ich vor der Befriedigung der abscheulichsten Leidenschaften zurückschauderte, indem ich sie in meinem Gesichte in häßlichen Zügen hervorbrechen sah, indem ich die Infamie der That, die ich vollbringen wollte, so zu sagen, auf mein Antlitz geschrieben sah . . . zu erklären endlich,

wie das gemeine Sprichwort: „wenn Du Dich sähest ... würdest Du Dich vor Dir fürchten..." in diesem äußersten Momente über mein und Reginens Schicksal entschied, all das zu erklären, ist mir unmöglich, denn noch jetzt ist mir diese plötzliche Umwälzung in meinen Gesinnungen unerklärbar. Ich erinnere mich nur mehr, daß auf meine wilde Keckheit ein so großer Schrecken folgte, hier von Reginen bemerkt zu werden, daß ich, fast ohnmächtig, kaum die Kraft hatte, das Zimmer zu verlassen, sachte die Thüre wieder zu verschließen, und in das Sprachzimmer zu gelangen, wo ich bewußtlos hinsank. Als ich wieder zur Besinnung kam, bepurpurten die in dieser Jahreszeit so baldigen Frühlichter der Sonne die Wipfel der großen Bäume im Garten; es mochte drei Uhr Morgens seyn. Die tiefeste Stille herrschte immer noch in der Wohnung. Ich beeilte mich, das Sprachzimmer zu verlassen, ich öffnete und schloß wieder sachte die äußere Thüre; Alles schlief noch im Hause. Ich gelangte in mein Zimmer ohne Geräusch und ohne Begegnung; als ich einmal dort war, warf ich mich auf mein Bett, in Thränen zerfließend. Die Prüfung war schrecklich, aber entscheidend. Alles, was Unreines, Strafbares in meiner Liebe zu Reginen lag, war während dieser verhängnißvollen Nacht verschwunden. Als ich am Morgen Reginen den Thee brachte, fragte sie mich: „Martin ... haben Sie heute Nacht kein Geräusch im Hôtel gehört?" „Nein, Frau Prinzessin." „Das ist sonderbar," fügte sie bei, „es dünkte mir, gegen drei Uhr Morgens die Thüre des Gemaches schließen zu hören, das zur großen Treppe

führt.“ „Ich bemerkte nichts, Frau Prinzessin; ich fand diesen Morgen die Thüre des Vorzimmers geschlossen, wie ich sie gestern Abend geschlossen hatte.“ „Dann täuschte ich mich; Sie nehmen übrigens den Schlüssel immer mit, nicht wahr?“ „Ja, Frau Prinzessin.“ „Das ist vorsichtiger, vergessen Sie es nie!“ „Nein, Frau Prinzessin . . .“

(Ende des zehnten Theiles.)

führt." „Ich bemerkte nichts, Frau Prinzessin; ich fand diesen Morgen die Thüre des Vorzimmers geschlossen, wie ich sie gestern Abend geschlossen hatte." „Dann täuschte ich mich; Sie nehmen übrigens den Schlüssel immer mit, nicht wahr?" „Ja, Frau Prinzessin." „Das ist vorsichtiger, vergessen Sie es nie!" „Nein, Frau Prinzessin . . ."

(Ende des zehnten Theiles.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Martin, das Findelkind, oder Memoiren eines Kammerdieners

Bd.: 10

Augsburg 1847

P.o.gall. 2094 s-10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10098416-1